Eur.
231 k

Dohna

An der Schwelle des Orients

Wanderungen über die Schlachtfelder des russisch-türkischen Krieges vom Jahre 1877/78

Von

H. Graf zu Dohna

Generalmajor z. D.

Leipzig

Fr. Wilh. Grunow

1897

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An der Schwelle des Orients

An der Schwelle des Orients

Wanderungen über die Schlachtfelder des russisch-türkischen Krieges vom Jahre 1877/78

Von

H. Graf zu Dohna
Generalmajor z. D.

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1897

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort

Die nachfolgenden Blätter sind zum Teil als Reisebriefe schon in der Täglichen Rundschau vor die Öffentlichkeit getreten und beifällig aufgenommen worden. Dieser ungehoffte Erfolg sowie die ermutigende Haltung der Verlagsbuchhandlung haben die Entstehung des vorliegenden Buches verschuldet, das die losen Bilder zu einem Ganzen vereinigt und durch Vervollständigungen erweitert in einem Augenblicke dem Publikum darbieten soll, der vielleicht geeignet ist, dem kleinen Werke einen erhöhten Wert zu verleihen.

Die Reisebriefe sind im Jahre 1894 entstanden auf Grund von Aufzeichnungen, die ich teils an Ort und Stelle, teils gleich nach meiner Rückkehr aus dem Orient niedergeschrieben habe, sodaß die darin geschilderten Eindrücke das Verdienst der Unmittelbarkeit in Anspruch nehmen dürfen.

Unter den zahlreichen, von mir benutzten Quellen hebe ich das kleine, treffliche Buch von H. v. Hornthal hervor, weil es mir das beste zu sein scheint,

was über den Krieg von 1877/78 geschrieben worden ist. Ein nicht unerheblicher Teil seines Inhalts hat in dem bekannten umfangreichen Werk von Springer Aufnahme gefunden.

Eine Karte der Balkanhalbinsel, die bei den gegenwärtigen Zeitläuften wohl überall zur Hand sein dürfte, wird das Verständnis für den Inhalt der nachstehenden Blätter wesentlich erleichtern.

Wernigerode, im April 1897

Der Verfasser

1

Was bedeutet heute noch eine Orientreise? Der moderne Expreßzug durchfliegt die Strecke Berlin-Konstantinopel in zweiundsechzig Stunden, und wer die Reichshauptstadt zwanzig Minuten vor Beginn des Montags verläßt, der ist sicher, die türkische Kapitale am Mittwoch Mittag zu erreichen, schläft drei Nächte vortrefflich im Sleeping car und hat seit kurzem selbst keine Chance mehr, bei Bellova ausgeplündert und als schätzbares Material für Lösegeld in das schluchtenreiche Rhodopegebirge geschleppt zu werden, um dort kulturgeschichtlichen Studien über die Eigenart der Pomaken nachzuhängen.

Die Reiseromantik ist also nun auch für die Balkanhalbinsel in die Kategorie der schönen Erinnerungen zurückgetreten. Und doch ist noch nicht ein Jahrhundert verflossen, seit Altmeister Goethe dem wackern Spießbürger im Osterspaziergang die Worte in den Mund legen durfte:

Nichts beßres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen . . .

Ach wie haben sich die Zeiten geändert! Was „da hinten, weit in der Türkei" vorgeht, das berührt

uns heutzutage in höchst empfindlicher Weise, und nur der imponierenden Staatskunst unsers großen ersten Kanzlers hatten wir Deutschen es zu danken, daß wir mit Gewehr bei Fuß zuschauen durften, als vor nun zwanzig Jahren da hinten die Völker „auf einander schlugen." Und heute? Blickt nicht die ganze Welt mit atemloser Spannung nach jener Balkanhalbinsel, die uns so nahe gerückt ist, daß wir die Türken gewissermaßen als unsre Nachbarn ansehen, denen wir — politisch wenigstens — unsre Sympathien zuwenden? Noch bei Ausbruch des letzten Orientkrieges war die öffentliche Meinung Europas ziemlich einhellig auf seiten der Russen; aber schon wenige Monate, nachdem man die Nachrichten über die ersten unvermuteten Waffenerfolge der Türken vernommen hatte, war der Umschlag erfolgt. Die moralische Entrüstung über das schreckliche Gebaren der Türken war verflogen, die Enthüllungen des englischen Kommissars Mr. Baring über die Greuel in Batak waren vergessen, und die europäische Diplomatie hatte sich zu ihrem alten Programm Rußland gegenüber zurückgewandt, das damals wie stets lautete: Hands off!

Der Zug, der mich an einer kleinen Station unfern der moldauischen Hauptstadt abgesetzt hat, braust weiter nach Osten; ich besteige ein Viergespann, das mich lustig trabend dem Süden zuführt. Bald zeigt sich, auf hohem Bergesrücken weithin sichtbar, der stattliche Bau eines Schlosses, das der jetzige Besitzer mit Geschmack und Kunst aus unbeholfnen Anfängen zu einer Zierde der Gegend erhoben hat. Eine Stunde später sitze ich unter traulichen Gesprächen auf der hohen, weit ausladenden Terrasse, die, aus der Hauptfront des Schlosses heraustretend, einen köstlichen Umblick in die lachende, fruchtbare Ebne gewährt. Rechts vorwärts streben die goldnen Kuppeln der Kathedrale von Jassi, links die nebelfernen Spitzen

der hohen Karpathen am Horizont empor, rings umher ein blühender Garten, zum Park sich erweiternd, mit herrlichen Bäumen, fremdartigen Gewächsen, allmählich sich senkenden Terrassen, durch mannshohen Buchsbaum kräftig gegliedert. Nach stürmischen Regentagen genießen wir heute das sonnenhelle Wetter, und mit üppigster Entfaltung dankt die Vegetation für Wärme und Feuchtigkeit; ein unabsehbarer Rosenflor zu meinen Füßen, Hunderte von gefiederten Sängern beleben Bäume und Busch, und große Schwärme von Fliegen werfen tausendfältig die Sonnenstrahlen von ihren grün-goldig funkelnden Gewändern zurück und erfüllen die Luft mit ihrem scharfen Geruch: unwillkommne Gäste, denn in wenigen Stunden sind Hecken und Bäume kahl, auf denen sie sich niedergelassen haben. Glücklicherweise sind es immer nur einige Pflanzenarten, die die Unersättlichen reizen, und wenige Stunden darauf sind die gefürchteten Feinde von dannen geflogen; hier ist eben alles überreich, die Kultur und ihre Feinde. Unter der Last der reifenden Früchte scheinen die Bäume fast zusammenbrechen zu wollen, in mannshohem Grün wallt die Wiesenherrlichkeit, auf die Mäher harrend, deren spärliche Schar nur einen winzigen Teil der ungeheuern Fläche zu bewältigen vermag, denn Mangel an Arbeitern ist in diesem gesegneten Lande die wohlberechtigte Klage des Besitzers.

Was helfen reiche, gewaltige Ernten, die nicht geborgen, und wenn geborgen, nicht verkauft werden können; wozu Eisenbahnen, die in fabelhaftem Wachstum heut das Land nach allen Seiten erschließen? Dort wie bei uns steht eine allgemeine Krise der Landwirtschaft bevor; sie beginnt mit dem Ruin der zahlreichen Pächter und muß den der Grundeigentümer nach sich ziehen. Überall genau dieselben Klagen wie bei uns: die immer mehr weichenden

Getreidepreise stehen nicht mehr im Verhältnis zu den Produktionskosten, es fehlt an Arbeitern und an Abnehmern; die ungeheure Zunahme des Weltverkehrs ist über dieses Land zur Tagesordnung übergegangen, denn es ist in der Billigkeit der Produktion längst überholt, und noch liegt fast die ganze Ernte des Vorjahrs unverkauft teils auf dem heimatlichen Boden, teils in den Häfen der Donau und des Schwarzen Meeres. Fast ohne Hoffnung sieht man der nächsten und der fernern Zukunft entgegen, der Handelsvertrag mit Deutschland, der bei uns soviel Staub aufwirbelte, ist an Rumänien spurlos vorübergegangen, die Getreidepreise sind unverändert geblieben und sogar noch im Sinken begriffen.

Bei dieser trostlosen Lage der Landwirtschaft Rumäniens überraschen die in die Augen fallenden Fortschritte, die dieses Land auf allen Kulturgebieten aufweist. Allüberall regt sich der Nationalsinn, die Universität in Bukarest ist mit der Herausgabe eines Werkes über Rumänien beschäftigt, wovon bereits siebzehn Bände vorliegen, in Jassi erscheint ein Geschichtswerk über die Moldau, und ähnliche Arbeiten schießen förmlich aus dem jungfräulichen Boden empor. Seit der Annexion der Dobrudscha ist merkwürdigerweise der römische Kaiser Trajan in den Vordergrund des öffentlichen Interesses geschoben, man läßt die Trajanssäule in Rom in „Lebensgröße“ nachbilden, um sie demnächst in der Hauptstadt aufzustellen, in Jassi begrüßt den Ankommenden der Monumentalbau des Grand Hotel Trajan; auch forscht man nach der Grabstätte des Ovid, der in Costanza (Tomi) in der Verbannung gestorben sein soll. Wenn auch bei dieser nationalen Bewegung so manches mit unterlaufen mag, was uns nebensächlich oder übertrieben erscheint, so ist es doch nicht zu verkennen, daß das Land sichtbar vorwärts kommt, daß es wohlgeordnete Zustände, einen

täglich wachsenden Kredit, eine höchst ansehnliche Armee hat, mit einem Wort, daß Rumänien sich eine Gegenwart errungen hat und eine Zukunft anstrebt.

Ganz wunderbar ist das Gedeihen der rumänischen Sprache; vor zwanzig Jahren noch ein Gemisch von romanischen, türkischen, griechischen, magyarischen, vor allem slawischen Wörtern, ist sie heutzutage eine rein romanische Sprache, freilich ohne den Wohlklang des modernen Italienisch, denn sie hat Gutturaltöne und harte Vokalisation, die einen Italiener zur Verzweiflung bringen würden. Aber es ist eine gereinigte und grammatikalisch geordnete romanische Sprache, deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist, denn sie wird gegenwärtig von etwa neun Millionen Menschen gesprochen, deren Wohnsitze sich weit über die politischen Grenzen des Königreichs hinaus, nach Bessarabien, Bukowina, Galizien, Ungarn, Siebenbürgen und Bulgarien ausdehnen; selbst Mähren weist rumänische Sprachinseln auf. Diese Ausdehnung des Sprachgebiets kann bei der in unsrer Zeit unverkennbar vorhandnen Neigung der Völker zu nationaler politischer Einigung unter Umständen die Grundlage von Aspirationen werden, die den Nachbarstaaten Verlegenheiten zu bereiten geeignet wären.

Aber auf keinem Gebiete schien mir der Fortschritt bedeutender, als auf dem der Volksbildung. Während die jetzige Generation noch zum überwiegenden Teil aus Analphabeten besteht, hat man weder Mühe noch Kosten gescheut, die heranwachsende Jugend mit allen nützlichen Kenntnissen auszurüsten; bis auf die kleinsten Dörfer erstreckt sich die Fürsorge der Regierung, und der Erfolg scheint alle Erwartungen zu übertreffen. Ich war Zeuge einer Prüfung der Schüler in dem kleinen Dorfe, das sich malerisch den Abhang des Hügels entlang ausdehnt, dessen Gipfel das Schloß meines Gastfreundes krönt. Ich gestehe, daß

das Verhalten von Lehrer und Schülern mich in Staunen und Verwunderung versetzt hat. Nicht nur, daß sich die gewöhnlichen Fertigkeiten des Lesens, Schreibens, Rechnens und Zeichnens in überraschender Vollkommenheit darstellten, auch Geschichte und Erdbeschreibung waren in den Kreis der Lehrfächer einbezogen, und zwar mit scharf betonter nationaler Tendenz; ich muß einräumen, daß die jungen barfüßigen angehenden rumänischen Staatsbürger mir in hohem Grade imponierten, sowohl durch das, was sie konnten und wußten, als auch durch die Art, wie sie es vortrugen.

Es klangen geographische und geschichtliche Namen an mein Ohr, die ich noch nie vernommen hatte, und ich wurde in Begebenheiten eingeweiht, die mir bisher gänzlich fremd geblieben waren. Es ist dies ein Punkt, der mir einer nähern Untersuchung wert scheint, und dessen Betrachtung die Frage zu Grunde zu legen wäre: Warum sind wir Abendländer in der Kenntnis des Orients im engern und weitern Sinne gemeiniglich so auffallend unbewandert? Ich meine, daß wir Deutschen wenigstens seit dem Niedergange des Hellenentums das Interesse für den europäischen Orient so ziemlich verloren haben. Wir wissen über die Thermopylen sehr viel besser Bescheid als über Missolunghi, obwohl dies uns zwei Jahrtausende und einige Hunderte von Jahren näher liegt. Ich lasse dabei ganz dahingestellt, ob jetzt oder damals der Heroismus als solcher größer oder beifallswürdiger war, ich konstatiere die einfache Thatsache, daß Missolunghi heut so gut wie vergessen, während Salamis jedem Schulknaben geläufig ist.

Diese Frage stieg vor mir auf, als ich den Boden betrat, der durch Ypsilantis Unternehmung denkwürdig geworden ist, denn durch sein Überschreiten der moldauischen Grenze wurde der Anstoß gegeben, der auf

unsre Tage fortwirkend zur endlichen Emanzipation des christlichen Orients führen wird. Eine übereilte That übrigens, die die Geschichte nur darum in ihren Annalen verzeichnet hat, weil sie die Geburtsstunde einer großen Bewegung genannt werden darf, die nach unsäglichen Opfern und furchtbaren Leiden endlich zu einem befriedigenden Abschluß geführt worden ist. Diese Opfer und diese Leiden haben einst bei unsern Vätern vor einem halben Jahrhundert große Sympathien erweckt, von denen heute keine Spur mehr vorhanden ist, während die Thaten und Leiden der alten Hellenen nie aus dem Horizont unsers Interesses verschwinden können. Wie ist das zu erklären? Sind Weltbegebenheiten nur dann und dadurch für die Nachwelt bewunderungswürdig, wenn sie durch eine glänzende Litteratur verewigt wurden und ein reiches geistiges Leben geweckt haben?

Nein, ich möchte diesen Wertmesser vielmehr in der Erwägung suchen, welchen Einfluß ein kriegerischer Akt auf die Gesamtentwicklung der Kultur ausgeübt hat. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die ungeheure Bedeutung von Salamis ohne weiteres erkennbar, denn Salamis rettete die durch die Griechen angebahnte abendländische Kultur, deren Segnungen wir uns heute erfreuen, vor der Vergewaltigung durch den Orient, bildet also einen bedeutsamen Wendepunkt für die Gesamtentwicklung der Menschheit. Und was that Missolunghi? Die jahrelange heroische Verteidigung dieses letzten Bollwerks Griechenlands bewog endlich das zögernde Europa, für die Freiheitsbewegung der Griechen Partei zu ergreifen. Mit der Emanzipation Griechenlands aber geschah der erste bedeutsame Schritt zur Befreiung aller christlichen Balkanvölker, wie die Folgezeit gelehrt hat; nur in diesem Sinne darf und soll auch die Geschichte jener ersten Befreiungskämpfe ein erhöhtes Interesse in Anspruch nehmen. Aber

nicht bloß libelli habent sua fata, sondern auch geschichtliche Begebenheiten und geistige Strömungen, dafür liefert der Philhellenismus einen merkwürdigen Beweis. Zur Zeit unsrer Großväter bewegte er die Gemüter, insonderheit in unserm Deutschland in einem Umfange, der nur erklärlich wird durch die Engbrüstigkeit der damaligen heimischen Verhältnisse, in denen ein Metternich unbestritten die erste Rolle spielen durfte.

Was damals zu viel geschah, geschieht heut zu wenig; und der Grund liegt auf der Hand. Der deutsche Idealismus, an dem schalen unersprießlichen Treiben der damaligen heimatlichen Zustände verzweifelnd, warf sich mit Ungestüm auf jene gerade ihm so hoch sympathische Bewegung, er erwartete von den Nachkommen der vielgeliebten alten Hellenen die Wiedergeburt des Klassizismus in seiner eignen Heimat; mit gewohnter Unbefangenheit knüpfte er die Gegenwart unmittelbar an eine zweitausend Jahre zurückliegende Vergangenheit an; er vergaß oder übersah absichtlich, daß es sich nicht um die Erben der Klassizität, sondern um die seit fünfhundert Jahren unterdrückten, von allerlei Völkerwellen überfluteten Nachkommen der Romäer, d. h. Byzantiner, handelte, deren politische Existenz bis an die Schwelle der neuen Zeit heranreicht und uns um achtzehnhundert Jahre näher liegt. Als nun die Neugriechen nur das thaten, was unter den obwaltenden Umständen das Nötigste war, nämlich sich tapfer schlugen und großen Heroismus entfalteten, aber keine Spur von klassischen Anwandlungen bekundeten, da wandte die von dem deutschen Idealismus beherrschte öffentliche Meinung der ganzen Bewegung enttäuscht den Rücken; die Reaktion trat ein, man sprach nicht mehr von dem modernen Leonidas und Themistokles, sondern man nannte die Führer des Aufstandes Brigantenhauptleute, und man bedauerte

„das Mißverständnis“ von Navarino. Mit dem schwindenden Interesse schwand auch die Kenntnis von diesen Dingen, und heutzutage gefällt man sich darin, den damaligen Enthusiasmus wie eine Kinderei unsrer Vorfahren zu belächeln und mit Achselzucken von Männern und Ereignissen zu reden, die man gar nicht kennt. Die ganze Weltlage hatte sich geändert, die große nationale Bewegung in Deutschland begann zum Durchbruch zu gelangen und schob mit vollem Recht alle andern Interessen in den Hintergrund; vor den großen weltbewegenden Begebenheiten, die sich auf der heimatlichen Bühne ankündigten und abspielten, mußte notwendigerweise die Teilnahme für fremde Schicksale erblassen, und so ist es denn nicht wunderbar, daß wir heutzutage von allen jenen Vorgängen so gut wie gar nichts wissen und auch keine Neigung zeigen, uns mit ihnen zu beschäftigen. Das ist die Wahrheit, und es bleibt nur die Frage, wie sich der Einsichtige zu diesem Verfahren oder richtiger zu dieser Gleichgiltigkeit stellt. Es fehlt nicht an bedeutenden und hochpoetischen Schilderungen jener Kämpfe, und der Anteil, den der hervorragendste Dichter der damaligen Zeit, den Lord Byron persönlich und geistig an jenen Vorgängen nahm, müßte allein schon ein Grund sein, das Interesse der Gegenwart wachzuhalten. Sollte hier nicht ein Wandel geschafft werden, und zwar nicht bloß zu Gunsten jener in Frage gestellten Ereignisse, sondern zu Gunsten der Geschichte des Orients im allgemeinen? Ist es richtig, daß dies Gebiet uns Abendländern so ziemlich terra incognita bleibt? Ist der Einfluß des Orients auf die Kultur des Abendlandes in der neuern Zeit wirklich so ganz geschwunden, daß eine genauere Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung jener Länder und Völker ganz entbehrlich wäre?

2

Ein längerer Ausflug führte uns an die Südgrenze des Gutsbezirks, der, wie die meisten Besitzungen der Bojaren, des hiesigen Grundadels, eine bedeutende Ausdehnung aufweist. Der in Rede stehende mißt 23 Kilometer in der Länge mit einer zwischen 3 und 6 Kilometer wechselnden Breite, eine Gesamtfläche von 9000 Hektar, wovon die größere Hälfte Wald ist; durch diesen ging unsre Fahrt; und welche Fahrt! Am Fuß der Wasserscheide, die ihre Rinnsale östlich zum Pruth, westlich zum Sereth entsendet, wohin wir in einem leichten schmalspurigen Wagen gelangten, wurden wir von den Förstern mit ihren Gespannen erwartet, die die Weiterbeförderung übernahmen. Die Förster große kräftige Gestalten, schöne Männer, mit unterwürfigem Gesichtsausdruck, ohne Waffen, bekleidet mit weißem Leinwandkittel und langen Beinkleidern, um den Leib einen bunten wollenen Gurt, über der linken Schulter ein ledernes Bandelier, das den Namen des Gutsbezirks zeigte. Noch eigentümlicher die Gespanne: winzige vierrädrige schmalspurige Wägelchen mit einem Schilfsitz für eine Person, davor eine Mutterstute mit ihrem Füllen, das trotz seiner zarten Jugend mit einem leichten Hanfgeschirr neben der Mutter eingespannt die ganze lange Strecke an demselben Tage viermal zurücklegte, ohne zu er-

müden oder einen falschen Schritt zu thun. Und wie schwierig, wie angreifend für die armen Tiere, uns hinaufzuschaffen und dann wieder hinab: der Weg, ein schmaler Saumpfad, als scharf eingeschnittener Hohlweg ohne Rücksicht auf schroffen Anstieg geradeaus emporstrebend, ließ häufig nicht den genügenden Raum für beide Tiere, sodaß man jeden Augenblick fürchten mußte, daß eins zu Fall kommen müsse. Allein mit gemsengleichem Geschick erkletterte das Füllen im entscheidenden Augenblick den Rand des Hohlwegs, oft zur Hälfte, oft ganz, sodaß es sich dann hoch über der Stute seinen abschüssigen Pfad suchte, bis breitere Wegstellen ihm gestatteten, wieder den Platz wie früher einzunehmen. Ruhigen Schrittes marschierte auf der andern Seite in ähnlicher Weise unser Förster und Rosselenker, der mehr zum Schein den Hanfzügel hielt.

Immer schwieriger gestaltete sich der Pfad, der langandauernde Regen hatte den Thonboden an vielen Stellen tief aufgeweicht und oft ganze Wegstrecken in Morast verwandelt, aber mit unerschrockner Unermüdlichkeit, zuweilen Atem schöpfend und dann mit allen Kräften anziehend, wenn eine besonders schwierige Stelle zu passieren war, erklommen die braven Tiere die Kammhöhe des Landrückens. Dort genossen wir die entzückende Fernsicht in ein bisher nicht geschautes Gelände. Die Luft war nach dem vorangegangnen Regen herrlich klar und durchsichtig. Mit meinem Glas durchforschte ich die Gegend. Da lag, gegen Norden, woher wir kamen, das vor drei Stunden verlassene Schloß mit der neu erbauten Kirche, umgeben von welligem Hügelgelände, unabsehbar dehnten sich die Kukuruzfelder, die wogende Gerste, der dunkle Wald: im fernen Osten lag das Thal des Pruth und grüßten uns die zahlreichen Kuppeln der moldauischen Hauptstadt, im Westen die wolken-

tragenden Spitzen des Ceachlëul, der höchsten Erhebung der siebenbürgischen Grenzgebirge. Nach Süden zu baute sich ein neuer Landrücken auf, in seiner ganzen Ausdehnung mit Laubwald bestanden, nur spärliche Wohnstätten zeigten sich dem forschenden Auge.

In diesem unabsehbaren Waldrevier, fern von allen Verkehrsstraßen, hat die Natur ihre volle Jungfräulichkeit bewahrt. Wir treten ein in den herrlichen Waldestempel, der alle Arten edler Stämme zeigt, Eichen, Ahorn, Buchen, Eschen, Ulmen und Weiden in prächtig abgestuften Schattierungen prangend. Unwillkürlich sucht das Jägerauge nach der Erscheinung eines flüchtigen Rehs oder sonstigen Wildes, aber vergebens; auf meiner ganzen Tour durch Rumänien und Bulgarien durch Wald, Feld und Hochgebirge, weder in den Karpathen noch im Balkan habe ich außer fliegendem Raubzeug eine Spur von Wild angetroffen. Im Winter mag, wie mir versichert wurde, das Wild sich häufiger zeigen, auch könnte es dann dem glücklichen Schützen beschieden sein, einen Wolf zur Strecke zu bringen, denn bei Kälte und Schnee werden große Treiben veranstaltet, wobei es nicht selten gelingt, eine ganze Anzahl dieser Bestien einzukreisen, eine lockende Aussicht für den passionierten Nimrod. Für mich war in den Monaten Juni und Juli nicht der Schatten einer solchen Hoffnung vorhanden, und ich habe den Eindruck gewonnen, daß alle diese Länder in erstaunlichem Grade wildarm sind oder geworden sind. Auf den Besitzungen des Schloßherrn, meines Gastfreundes und nahen Verwandten, war seit seinem Besitzantritt, also seit einem Dezennium, kein Schuß auf Wild gefallen, man hätte also meinen sollen, daß sich hier ein Jagdeldorado bilden müßte; indes trotz dieser Schonung herrschte absoluter Wildmangel — ein niederschlagender

Eindruck, wenn man sich unsrer wildreichen heimatlichen Forsten erinnert.

Dafür entschädigt eine herrliche, großartig entwickelte Pflanzenwelt, die, soweit der Wald in Frage kommt, jeder menschlichen Nachhilfe entbehrt. Wer in den Anschauungen unsers Forstwesens aufgewachsen ist, der vernimmt mit Staunen, daß sich in jenem gesegneten Lande der Wald ohne Zuthun des Menschen von selbst erneut. Wenn die Zeit für gekommen erachtet wird, holzt man ein Parkett ab und erwartet von der magna rerum parens, daß sie die kahle Fläche wiederum mit Baumwuchs bedecke. Und mit nie versagender Sicherheit und unbegreiflicher Schnelle besamt sich alsbald der Boden, die Sprößlinge schießen empor, und nach fünf Jahren schon ist das vorhanden, was wir mit dem Namen „Schonung“ bezeichnen.

Diese Art, die Natur allein sorgen zu lassen, ist charakteristisch für die Bevölkerung.

Ein Zug stiller Resignation, demütiger Ergebung, nicht weit entfernt von Fatalismus, durch christliche Anschauungen veredelt, geht durch das Volk. Unendlich weich, fast schläfrig erscheinen das Wesen, die Äußerungen, die Bewegungen der Leute.

Georgi! so wendet sich der Schloßherr an einen der Förster, der seinen Wohnsitz an der äußersten Grenze des Gutbezirks hat, wie geht es deinem Bruder, der dich das letzte mal begleitet hat?

Gestorben, Herr! am letzten Vollmond, seine Tage waren gezählt!

Wie, Georgi? Ein so junger Mann? Wie alt war er denn?

Herr, in dem großen Heuschreckenjahr war er just in dem Alter — so hoch wie mein Stock, Herr, ein munterer Bursch, Herr, damals und bis zu seinem Ende, aber seine Tage waren gezählt, Herr!

Und was hatte er für eine Krankheit, Georgi?

Herr, es war wohl, daß Gott es so gewollt hatte, daß seine Tage zu Ende gingen.

Und habt Ihr nicht einen Arzt gefragt?

Warum, Herr, da es doch zu Ende mit ihm ging nach Gottes Willen?

Und seine Familie, Georgi, wie ist es mit ihr geworden?

Ich habe sie zu mir genommen, Herr.

Aber Georgi, du bist arm und hast selbst Kinder!

Gott wird helfen, daß wir genug haben, wenn es sein Wille ist, daß wir leben!

In diesen patriarchalischen Anschauungen lebt die überwiegende Mehrheit des rumänischen Volkes. Durch Vermittlung des Schloßherrn wandte ich mich an meinen Rosselenker und sprach ihm meine Anerkennung aus über das wohlgepflegte Aussehen und die Leistungen seiner Tiere; mit strahlenden Augen begann er nun eine lange Erzählung, die mir verdolmetscht wurde. Stute und Füllen, das einzig wertvolle Besitztum der Familie, wurden vor einigen Wochen in einer Nacht aus der offnen Hürde gestohlen und blieben zehn lange Tage verschwunden; darob natürlich großer Jammer und Wehklage. Da hört man eines Abends das bekannte Wiehern der Stute, die ihre Rückkehr meldet, Mutter und Tochter waren wieder da und wurden mit unendlicher Freude empfangen. Wo waren sie gewesen? Jedenfalls sehr weit, denn beide waren in einem trostlosen Zustande der Erschöpfung, aber sie erholten sich bald und leisten wieder die besten Dienste. Leider konnten sie nichts von ihren Erlebnissen und Leiden erzählen.

Ein Kuriosum zur Charakteristik dieser einfachen Menschen. Um den Förstern eine Freude zu bereiten, hatte ich jedem ein Waidmesser zum Geschenk gemacht, und fragte nun den einen, ob er es schon verloren

hätte, da ich bemerkte, daß er es nicht bei sich führte. Aus seiner Gegenrede erfuhr ich nun zu meinem nicht geringen Staunen, daß die Förster die geschenkten Messer nicht etwa zu ihren Waldarbeiten benutzten, wofür sie bestimmt waren, sondern horribile dictu zum — Rasieren!! und zwar nicht nur für sich selbst, sondern auch für die umwohnenden Bauern, die zu ihnen kommen, um sich den Bart scheren zu lassen. Was aber solches Rasieren bedeutet, das hatte ich wenige Tage zuvor schaudernd erfahren, als ich mich den Künsten des Hofbarbiers, eines im Garten beschäftigten Zigeuners, anvertraute. Die Prozedur war langwierig, schmerzlich und ziemlich resultatlos, seitdem habe ich keinen ähnlichen Versuch wieder gemacht, bis ein französischer Coiffeur in Jassi so freundlich war, sich für eine Gegenleistung von anderthalb Francs mit der Angelegenheit zu beschäftigen.

Wir rasteten nach steilem Abstieg in einer Waldschenke, einem Besitztum des Schloßherrn, das seit Jahresfrist an einen Rumänen verpachtet war, und zwar auf Andringen der umwohnenden Bauern, die den bisherigen Pächter, einen Hebräer, mit mißgünstigen Augen angesehen hatten. So lange der Jude die Wirtschaft führte, befand sich alles im besten Stande, und man konnte jederzeit etwas Genießbares erhalten, guten Kaffee, trinkbaren Wein. Und nun, seit der Rumäne da ist, hat sich alles geändert; keine Spur von Ordnung und Sauberkeit mehr, überall Verwahrlosung, Verfall, der Wein entsetzlich, nichts andres zu haben. Was wird die Folge sein? Nach Ablauf des Kontrakts wird der Jude wiederkommen, höhere Pacht anbieten und auch zahlen, was der Rumäne voraussichtlich nicht thun kann und wird, und so wird alles in das alte Gleis zurückkehren.

Dieser Vorgang wirft ein grelles Licht auf die hiesigen Zustände und fordert zu einer Betrachtung

auf, die für diese Länder von der allergrößten Bedeutung ist, ich meine die Judenfrage. Rumänien hat unter sechs Millionen Einwohnern etwa 300000 Juden, die der Mehrzahl nach in den nördlichen Bezirken der Moldau ihre Wohnsitze haben. Für diese Gegenden ist die Frage brennend geworden. In den kleinen Städten trifft man eigentlich nur Juden an, und man ist zu dem Glauben geneigt, es müßten zehnmal so viel vorhanden sein, als zahlenmäßig feststeht. Es giebt in der Moldau Juden von allen Schattierungen, und ich muß sagen, daß alle diese Spielarten einen sympathischeren Eindruck machen, als ihre Stammesgenossen in den Städten des Abendlandes. Ich möchte glauben, daß dieser Eindruck seine Begründung findet in den eigentümlichen Verhältnissen, unter denen sie im Orient leben. Denn es muß ausgesprochen werden, daß sich die soziale Stellung der Juden hier gegen die Zeiten des Mittelalters noch wenig geändert hat. Alles ist noch heute wie damals gegen sie verbündet, die öffentliche Meinung ebenso wie die Gesetze. Von Gleichberechtigung keine Rede; immer mußte ich der Worte Shyloks gedenken:

Stets trug ichs mit geduldigem Achselzucken,
Denn Dulden ist das Erbteil unseres Stamms.

In der That, die Juden sind hier nur geduldet, weil man sie nicht entbehren kann. Es ist geradezu unmöglich, irgend welches Geschäft zu machen ohne ihre Vermittlung; sie sind Pächter, Handwerker, Handelsleute, Gewerbetreibende, Makler, Wechsler, Bankiers, kurz, sie haben alle Stellungen inne, die Gewinn bringen, aber man hält sie von allem fern, was wie ein Amt aussieht, sie dürfen gesetzlich kein Land, in Landgemeinden kein Haus besitzen. Natürlich wird das Gesetz durch Vorschiebung von Strohmännern umgangen, und die Behörden sehen durch

die Finger, denn ohne Juden geht es eben nicht, und ich muß bekennen, daß viele Eindrücke, die ich dort empfangen habe, zu Gunsten der Juden sprechen. Ein Beispiel. Das Gasthaus in dem zum Schlosse gehörenden Dorfe ist seit langen Jahren an einen Juden verpachtet, der, wie fast alle rumänischen Juden, einen deutschen Namen führt, er heißt Heim. Eines Tages fuhren wir bei seiner Wohnung vor und stiegen bei ihm ab; er selbst war abwesend, aber Frau und Tochter empfingen uns, obwohl ganz unvorbereitet, ohne Befangenheit, respektvoll, nicht unterwürfig. Ein niederes Zimmer mit Balkendecke, wie in Bauernhäusern die Regel ist, aber welche Ordnung, welche Sauberkeit, welcher Geschmack. Die Mutter, eine würdige Matrone, die dritte Frau des alten Heim, hatte die Gesamtheit seiner Kinder auf sechzehn erhöht, wovon neun ihre eignen, die bis auf zwei am Leben waren; drei Töchter waren anwesend, Rosa, Sabina, Gisella, eine immer hübscher als die andre, und alle drei geschmackvoll und sauber gekleidet, ohne Überladung, echt orientalisch. Dabei wohlerzogen, gesprächig, ohne Gefallsucht, bescheiden Auskunft gebend in gutem Deutsch. Die eine der Töchter kredenzte Rosenkonfekt und Wasser, die andre türkischen Kaffee, wie bei jedem Besuch die Regel ist. Die Sitzbänke waren mit bunten selbstgefertigten Teppichen verkleidet, ebenso die Holzwände mit einer Art Gobelins, alles geschmackvoll und originell; der Gesamteindruck war überaus günstig. So nahm sich also die Behausung eines vielleicht reich zu nennenden Mannes aus, der trotzdem unverdrossen sein mühsames Geschäft, eine Hantierung niedriger Art, betreibt; in seinen Augen schändet nur das Nichterwerben. Ich habe noch manche jüdische Behausung betreten und im ganzen überall dieselben Eindrücke gesammelt.

Wie ist es nun zu erklären, daß die Juden in

einem Lande, wo alles gegen sie verschworen scheint, nicht bloß zu Wohlstand und Reichtum, sondern auch zu bedeutendem Einfluß gelangen, ja auf dem Wege sind, allmählich den gesamten Besitz aufzusaugen?

Ich finde die Gründe in folgenden Thatsachen: ihre enorme Fruchtbarkeit, verbunden mit einer Lebenszähigkeit ohnegleichen; der ihnen unleugbar innewohnende Familien- und Stammessinn, der sie veranlaßt, sich gegenseitig zu stützen und aufrecht zu erhalten, führt zu der auffallenden Erscheinung, daß sie in sehr kurzen Zeiträumen sowohl an Zahl wie an Wohlhabenheit zunehmen, ganz im Gegensatz zu der für alle andern Nationen und Rassen feststehenden und einleuchtenden Thatsache, daß zahlreiche Nachkommenschaft und Übervölkerung zu Besitzteilungen, Vermehrung des Proletariats und zu Verarmung führen. Der scheinbare Widerspruch löst sich durch die Erwägung, daß im vorliegenden Fall die christliche Bevölkerung das Verlustkonto trägt, d. h. daß die gleichzeitige Vermehrung und Bereicherung der jüdischen Minorität durch einen gleichwertigen Rückgang im Besitzstande der christlichen Majorität ausgeglichen wird. In der That fällt die Überlegenheit der Juden über die Rumänen fast auf allen Gebieten in die Augen. Auf der einen Seite Geschäftskenntnis, Strebsamkeit, Genügsamkeit, Nüchternheit, Zähigkeit und Geduld in Handel und Wandel, auf der andern Seite Schlaffheit und Indolenz, Leichtsinn, gepaart mit Fatalismus, vor allem der Hang zum Genuß geistiger Getränke. Wie könnte in so ungleichem Kampfe der Erfolg zweifelhaft sein? Der rumänische Bauer und Arbeiter hat ebenso wie der Zigeuner nie einen Pfennig in der Tasche, lebt in den Tag hinein auf Borg und Vorschuß: das ist das richtige Arbeitsfeld für den Juden. In kurzer Frist hat er das Dorf in der Tasche und beutet es vollends aus. Der Rumäne trinkt, der Jude

ist nüchtern; der Rumäne hat nichts, um zu zahlen, der Jude verkauft ihm das Getränk und wird sein Gläubiger, und so wird der erste sehr bald der Sklave des zweiten, den er verachtet, aber nicht entbehren kann. Der prototypische Vorgang wiederholt sich täglich auf allen Gebieten, und so ist es denn nicht zu verwundern, daß der Jude in der Moldau sehr gehaßt, aber auch sehr gefürchtet, verachtet und einflußreich zugleich ist und noch heute dieselbe Rolle spielt wie ehedem im ganzen Abendlande.

Eine von der des Juden vollkommen abweichende Stellung nimmt der Zigeuner in Rumänien ein. Ich spreche hier nicht von dem herumziehenden Gesindel, das wir im Abendlande unter diesem verrufenen Namen kennen, sondern ich meine die seßhafte Zigeunerbevölkerung, die in gewissen Bezirken eine ziemlich ansehnliche Verbreitung aufweist. In dem mehrfach erwähnten Dorfe bilden die Zigeuner die Hälfte der Einwohner. Die Erscheinung seßhafter Zigeuner, anderwärts unbekannt oder selten, ist in Rumänien eine auf historischer Grundlage beruhende Thatsache. Die rumänische Bevölkerung ist von alters her eine ackerbautreibende und hat für die meisten übrigen Hantierungen verhältnismäßig geringes Geschick. Es war deshalb natürlich, daß man Bedacht nahm, den sich fühlbar machenden Bedarf durch Heranziehung geeigneter Kräfte zu decken. Dies geschah, indem man teils die fahrenden Zigeuner seßhaft machte, teils Zigeunerfamilien vom Osten her einführte und an die Scholle band, d. h. zu Leibeignen der Bojaren umwandelte. Diese eingeführten oder seßhaft gemachten Zigeunerfamilien wurden mit der Aufhebung der Leibeigenschaft unter dem Fürsten Cousa frei und erhielten die Rechte rumänischer Bürger, sie verschmolzen allmählich mit der einheimischen Bevölkerung und sind im ganzen wohlgelitten; Wechselheiraten sind aber selten,

und man sieht also hier den Typus der Zigeunerrasse in seiner kräftigsten Entwicklung. Der Zigeuner übertrifft den Rumänen durch Körpergröße, Kraft und Schönheit, er ist der beste Arbeiter, der geschickteste Handwerker, Diener, Koch, vor allem Musikus, aber er hat zwei große Fehler, die, wie es scheint, Rassenfehler, daher unverbesserlich sind: Dieberei und Trunksucht.

Als Beispiel, wie unausrottbar diese bösen Neigungen sind, möge hier die Erzählung eines Vorgangs folgen, die teils auf meiner eignen Kenntnis, teils auf Mitteilung des Schloßherrn beruht und daher unbedingt verbürgt ist. Unter den Prüfungsarbeiten der Dorfschüler, die meinem Verwandten als Patron der Schule überreicht zu werden pflegen, waren mir einige besonders sauber ausgeführte Pläne und Skizzen aufgefallen. Auf meine Frage nach dem Urheber antwortete mir der Schloßherr: Ich will ihn dir sogleich zeigen, er arbeitet draußen im Park. Ich unterdrückte den Ausdruck meines Befremdens, einen so vielversprechenden Jüngling zu so niedriger Hantierung verwandt zu sehen, und wir begaben uns in den Park. Der Gesuchte war bald gefunden, ein bildschöner Jüngling von vielleicht siebzehn Jahren mit tiefliegenden brennend schwarzen Augen und unendlich schwermütigem Gesichtsausdruck; weder seine gebeugte Haltung noch die Verwahrlosung seines Anzugs vermochte der natürlichen Anmut seiner Gestalt und dem Ebenmaß seines Körperbaus Eintrag zu thun. Er unterbrach seine Arbeit erst, als der Schloßherr ihn anredete. Es folgte nun eine Unterredung, deren Inhalt mir nachher verdolmescht wurde; ich konnte bemerken, daß Jeremia, das war der bezeichnende Name des jungen Zigeuners, alle an ihn gerichteten Fragen sofort, wenn auch in einem leisen und klagenden Tone beantwortete, wobei er mehrfach mit graziöser Handbewegung nach einigen Punkten des Horizonts wies.

Ich erfuhr zu meinem Erstaunen, daß das angestellte Examen sich auf dem Gebiete der vaterländischen Geographie und Geschichte bewegt hatte, und daß alle Fragen von Jeremia richtig beantwortet worden waren. Als ich nach Beendigung des Gesprächs dem Jüngling ein Geldstück darreichte, erhellten sich zwar für einen Augenblick seine Mienen, während er mit einer leisen Neigung seines Kopfes einen demütigen Dank andeutete, aber alsbald nahmen seine Züge wieder den Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit an, der mir beim ersten Anblick aufgefallen war.

Was glaubst du wohl, so wandte sich beim Weiterschreiten der Schloßherr an mich, der ich in Gedanken versunken neben ihm herging, daß der Erfolg deiner Gabe sein wird? — Ich denke mir, entgegnete ich, sie wird dazu dienen, sein Kostüm aufzubessern oder ihm sonst eine kleine Ausgabe zu ermöglichen. — Du bist im Irrtum! Sieh nach der Gruppe von Arbeitern dort, unter ihnen ist der Vater des Jeremia, ein unverbesserlicher Trunkenbold, der uns genau beobachtet hat. Kaum werden wir außer Sehweite sein, so wird der Vater den Jungen durch Prügel zur Herausgabe deines Geschenkes zwingen, und in einer Stunde wird man ihn sinnlos betrunken vor dem Wirtshause liegen finden. — Und die Mutter? wandte ich schmerzlich betroffen ein, kann sie ihn nicht vor den Mißhandlungen des Vaters schützen? Kannst du es nicht thun? —

Eine Mutter giebt es nicht; die Frau, die mit dem Vater zusammenlebte und den Jeremia zur Welt brachte, ist längst fortgelaufen, und niemand weiß, wo sie sich aufhält. Und was mich betrifft, so will ich dir die Geschichte des Jeremia erzählen, damit du mir nicht den stillen Vorwurf in deinen Gedanken machst, daß ich nicht genug für diesen begabten Burschen gethan hätte, um ihn aus seinem Elend emporzuheben.

Und nun erfuhr ich folgendes: Jeremia hatte während seines Schulbesuchs die Aufmerksamkeit des Lehrers durch seine hervorragende Intelligenz und seine überraschenden Leistungen auf sich gezogen; da auch gegen seine sittliche Führung nicht der geringste Tadel erhoben werden konnte, so hielt sich der Lehrer für verpflichtet, den fleißigen und begabten Schüler dem Schloßherrn warm zu empfehlen. Er wurde also zur weitern Ausbildung auf dessen Kosten in das Geschäft eines Kaufmanns nach Jassi gesandt; dort ging eine Zeit lang alles vortrefflich, und der Lehrherr war von der Leistungsfähigkeit und Brauchbarkeit des jungen Zigeuners ganz entzückt, sodaß auch mein Verwandter, trotz seines begründeten Mißtrauens gegen die Mitglieder dieser Rasse, allmählich der Hoffnung Raum gab, daß die Sache diesmal gelingen könne. Indes eines Tages erschien Jeremia plötzlich, und zwar in Begleitung seines Unholds von Vater, wieder im Schloß, und es stellte sich heraus, daß man Jeremia auf Anordnung der Polizei in seine Heimat zurückgebracht hatte, nachdem er dabei betroffen worden war, wie er den Versuch machte, aus dem Schaufenster eines Zuckerbäckers einige Näschereien zu entwenden. In Rumänien verfährt man in einem solchen Falle, sobald der Strafbare ein Zigeuner ist, nicht etwa nach den Gesetzvorschriften über Diebstahl, sondern der Schuldige wird einfach mit einigen Prügeln abgestraft und in seine Heimat abgeschoben, wenn eine solche zu ermitteln ist; sonst erfolgt bloß die Ausweisung aus dem Thatort. — Das war also das Ende der ganzen Herrlichkeit, und Jeremia wurde von nun an als Gartenarbeiter im Park beschäftigt. Seinen kärglichen Tagelohn nimmt ihm der Vater ab, um dem Laster des Trunks zu fröhnen, und in kurzem, so schloß mein Verwandter seine ergreifende Erzählung, wird der Sohn ebenfalls ein Trunkenbold sein und dann auf dem Düngerhaufen endigen.

Das Gehörte hatte mich mit tiefer Trauer erfüllt, und mit inniger Teilnahme wandte ich meine Blicke zurück auf die gebeugte Gestalt des armen Zigeunerjünglings, dem ein so furchtbares und vielleicht unverdientes Elend beschieden sein sollte. Unverdient? „Trug er die Schuld des Stammes oder eigne?“ Das war die Frage, die sich mir aufdrängte.

Seit dem ersten Erscheinen der Zigeuner im Abendlande im vierzehnten Jahrhundert sind die an ihnen bemerkten Eigentümlichkeiten unverändert geblieben, alle die zahlreichen auf uns gekommnen Zeugnisse der Vergangenheit stimmen darin mit den Beobachtungen der Gegenwart überein. Eine so erstaunliche Unveränderlichkeit durch ein halbes Jahrtausend zwingt zu der Annahme, daß hier ein überaus mächtiges und sich stets gleich bleibendes Verhängnis wirken müsse, das kein andres sein kann, als die Vererbung des Naturells von Generation auf Generation. Die naive Volksmeinung vergangner Jahrhunderte fand für die Zähigkeit, mit der die Zigeuner die ihnen eigentümlichen Eigenschaften und besonders ihre Neigungen zur Unredlichkeit und zum Diebstahl festhielten und immer wieder zeigten, eine befriedigende Erklärung, indem sie die rätselhaften Fremdlinge einfach vom Vater der Lüge abstammen ließ, der seine zahlreichen Attribute für alle Zeiten auf seine Abkömmlinge vererbt habe. Es giebt Gegenden in unserm Weltteil und selbst in unserm Vaterlande, wo dieser Aberglaube noch heute fortdauert; im spätern Mittelalter und bis in die neuere Zeit hielten sich nur auserlesene Geister frei davon. Die Philosophie der Gegenwart mag diese naiven Vorstellungen mitleidig belächeln, aber eine befriedigende Erklärung zu bieten vermag sie nicht, es sei denn, daß sie hier für die Vererbungstheorie eine schrankenlose Wirksamkeit zugäbe und, um ein Rätsel zu lösen, dem Wunder Einlaß gewährte. Denn die

Vererbung körperlicher und geistiger Gaben und Eigentümlichkeiten von Eltern auf Nachkommen ist nichts andres als ein sich täglich vor unsern Augen vollziehendes Gesetz des Schöpfers, d. h. ein natürliches Wunder, und dieser Erkenntnis gab die tiefsinnige Phantasie des Volkes einen den damaligen Vorstellungen entsprechenden Ausdruck.

Ein Fluch scheint wirklich seit unvordenklichen Zeiten auf diesen unsteten Fremdlingen zu ruhen, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt sich der Geist der Lüge in allen denkbaren Spielarten, und so ist es gekommen, daß die Zigeuner allezeit und in gewissem Sinne auch heut noch als Feinde jeder bürgerlichen Gesellschaft angesehen und behandelt werden. Man nimmt von einem Zigeuner ohne weiteres an, daß er ein Lügner und ein Dieb sein müsse, und auch in Rumänien, wo diese Heimatlosen seßhaft gemacht worden sind, steht dieselbe Ansicht ziemlich allgemein fest. Darum war der Schloßherr, mein Gastfreund, nicht im mindesten überrascht, als jener Jeremia auf offner That als Dieb ertappt wurde, während bei mir der Vorgang einen lange nachwirkenden Eindruck hinterließ. Unwillkürlich stimmte ich bei der Erinnerung an die schwermütigen Züge des so tief gesunknen Jünglings, dessen reiche Gaben ihn nicht vor der Versuchung und dem Falle schützen konnten, in die Klageworte ein, die unser herrlicher Dichter der Griechentochter auf Tauris leiht:

Soll dieser Fluch denn ewig walten? Soll
Nie dies Geschlecht mit einem neuen Segen
Sich wieder heben? — Nimmt doch alles ab!
Das beste Glück, des Lebens schönste Kraft
Ermattet endlich, warum nicht der Fluch?

3

Bei der Nähe der moldauischen Hauptstadt war es verlockend, ihr einen Besuch zu machen, der dann nicht der einzige blieb, denn Jassi ist eine hochinteressante Stadt mit durchaus orientalischem Typus und unterscheidet sich darin sehr zu ihrem Vorteil von Bukarest. Während der halbstündigen Eisenbahnfahrt von Podul Iloii nach Jassi entspann sich zwischen den Mitfahrenden in meinem Kupee eine lebhafte Unterhaltung. Man sprach wie gewöhnlich von der Krisis der Landwirtschaft und gab dem Zweifel Ausdruck, ob unter solchen bedrängten Verhältnissen die großen Manöver wohl stattfinden würden, die für den Herbst in der Gegend von Focsani in Aussicht genommen waren. Die Sache interessierte in besonderm Maße einen jungen Mann, der rumänischer Reserveoffizier war, und für den also hohe Wahrscheinlichkeit vorlag, zur Dienstleistung einberufen zu werden. Da die Unterhaltung in französischer Sprache geführt wurde, so vermochte ich ihr zu folgen und mich zu beteiligen. Auf meine Frage nach der ungefähren Kopfzahl der zu erwartenden Konzentrationen erhielt ich die verblüffende Antwort: 150000 Mann. Der hoffnungsvolle Reserveoffizier mochte wohl aus meinem mehr als erstaunten Gesichtsausdruck entnommen haben, daß ich einige leise Zweifel hegte, und beeilte

sich nun, mir auseinanderzusetzen, auf welche Weise diese Menge Soldaten beschafft werden sollte. Man konzentriert die ganze Armee, alle vier Korps! — Erstaunlich! erwiderte ich, aber selbst in diesem Falle würden diese vier Korps auf Friedensstand nur 40000 Mann ausmachen! — Oh! aber man komplettiert sie auf Kriegsstärke! — Also eine Mobilmachung? Aber auch sie erzielt erst 80000 bis 100000 Mann! — Es wird auch die Territorialarmee aufgeboten! — Dann allerdings — aber das ist ja eine Kriegsbereitschaft aller Kräfte des Königreichs und wird also zweifellos zu entsprechenden Rüstungen und Gegenmaßregeln der bedrohten Nachbarstaaten führen. Haben Sie sich wohl klar gemacht, was es bedeutet, eine Masse von 150000 Mann aufzubieten, zu verpflegen, unterzubringen und zu bewegen? Bei uns in Deutschland, wo man doch in solchen Dingen eine gewisse Erfahrung besitzt, ist man selten über die Zusammenziehung von zwei Armeekorps hinausgegangen und hat nie daran gedacht, diese Truppen auf vollen Kriegsfuß zu komplettieren oder gar die gesamte Reserve und Landwehr aufzubieten! — Zuletzt einigten wir uns, von der Summe eine Null zu streichen und 15000 Mann als Maximum festzustellen, eine Zahl, die, wie ich später erfuhr, ziemlich genau das Richtige traf.

Ich habe dieser Unterhaltung nur deshalb einen so breiten Raum gewährt, weil sie charakteristisch für die übertriebnen Vorstellungen ist, die der Rumäne von allem und jedem hegt oder zu hegen scheint, was seine Heimat angeht. Man muß also seine Angaben mit Mißtrauen entgegennehmen. Er übertreibt aus Patriotismus, er überschätzt die Höhe seiner Berge, die Breite seiner Flüsse, die Bevölkerung seiner Städte, die Stärke seines Heeres, das Alter seiner Kultur, die Bedeutung seiner Litteratur, mit einem Wort alles,

was dazu dienen kann, das Ansehen seines Vaterlandes in den Augen Fremder zu heben; eine harmlose und verzeihliche Schwäche dieser liebenswürdigen Menschen, die sich damit begnügen könnten, auf die großartigen, thatsächlichen, unleugbaren Erfolge hinzuweisen, die ihr Land nach den wenigen Dezennien der segensreichen Regierung seines hohenzollernschen Fürsten aufweisen kann.

Um die Mittagstunde fuhren wir in Jassi ein. Ich hatte viel von der schönen Lage dieser Stadt gehört, aber ich war nicht vorbereitet auf das, was ich jetzt sah. Wenn man sich Genua ohne das Meer vorstellen könnte, so würde die Ähnlichkeit frappierend sein, wohlverstanden nur in der Lage, alles andre ist natürlich grundverschieden. Gemeinsam ist beiden Städten der amphitheatralische Aufbau an dem halbmondbildenden Abfall der sie im Norden überragenden Berge, bis zu deren Spitzen die äußersten Bauten emporklimmen; aber hier endet die Übereinstimmung; dem Hintergrunde der moldauischen Hauptstadt fehlen die herrlichen Formen und die köstliche Färbung der ligurischen Apenninen, und dem Vordergrunde fehlt der durch nichts zu ersetzende Zauber des Meeres. Dafür ist Jassi durchaus eine Stadt des Orients, mit dem eignen Zauber bekleidet, den Pierre Loti so unnachahmlich zu schildern versteht, und der jeden gefangen nimmt, der in seinen Bereich gerät.

Die Stadt blickt auf eine bewegte Vergangenheit zurück, sie hat alle Greuel des Kriegs in ihrer Nähe gesehen, und manche für die Geschichte des Orients wichtige Verhandlungen haben in ihren Mauern stattgefunden. In furchtbarer Lage waren in den letzten Jahrhunderten die christlichen Hospodare der Moldau; geteilt in ihren Gefühlen, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, ein Spielball in den Händen der großen, einander bekämpfenden Mächte Türkei, Österreich, Ruß-

land. Seit dem Abschluß des Carlowitzer Friedens im letzten Jahre des siebzehnten Jahrhunderts und seit dem Hervortreten Peters des Großen auf der Bühne der europäischen Politik beginnt das Zurückebben der türkischen Macht. Die letzte große Flutwelle hatte im Jahre 1683 die Grundfesten der Kaiserstadt Wien erschüttert; von da an geht es rückwärts. Schon im Jahre 1686 fällt Ofen, bald ganz Ungarn wieder in die Gewalt der Kaiserlichen. Inzwischen hat der russische Koloß über die Handvoll Schweden gesiegt, die ihr starrsinniger König bis in das Herz der Ukraine geführt hatte, um dann der Welt das befremdliche Schauspiel von Bender zu bereiten. Der erste Vorstoß des russischen Bären gegen die Donauländer scheiterte kläglich, aber er bildete nur das Vorspiel, unzählige andre sollten folgen, und immer ist die unglückliche Moldau der Schauplatz, auf dem sich die streitenden Parteien begegnen. Zahllos werden die Bedrängnisse der Hospodaren, Absetzungen und Hinrichtungen wechseln mit Verbannung oder langer martervoller Gefangenschaft, die Geschichte erzählt uns, daß einige dieser Fürsten bis zu achtmal vertrieben und wieder eingesetzt wurden, um schließlich in einem türkischen Kerker oder auf dem Blutgerüst ihr qualvolles Leben zu beschließen.

All diese Betrachtungen erfüllten meine Seele, als ich von dem hochgelegnen Justizpalaste hinüberschaute nach dem festen Kloster jenseits des Flußthales, in das Hospodare und Metropoliten sich selbst und ihre Kostbarkeiten in gefahrdrohenden Augenblicken retteten, wo sie sich bargen, bis der Sturm vorüber war, und sie wieder in die Hauptstadt zurückkehren konnten.

Bei der eben geschilderten Lage der Stadt wird es begreiflich, daß sich überall reizvolle Aussichten bieten, die herrlichste von allen im Osten der Stadt auf das Thal des Pruth, der jetzt wiederum, wie vor

dem Pariser Frieden, die russische Grenze bildet. Zweiundzwanzig Jahre lang, von 1856 bis 1878, erstreckte sich das rumänische Gebiet weit über den Pruth nach Bessarabien herein, einen Landstrich mit überwiegend rumänischer Bevölkerung. Es ist bekannt, daß im Berliner Frieden dieses außerordentlich wertvolle, hochkultivierte stammverwandte Gebiet wieder an Rußland abgetreten werden mußte, und daß dafür die höchst unwirtliche, ungesunde und unfruchtbare, menschenleere Dobrudscha eingetauscht wurde. Es ist begreiflich, daß dieser Akt politischer Undankbarkeit viel dazu beigetragen hat, die Sympathien der Rumänen für die Russen abzuschwächen. Denn die Thatsache lebt noch zu frisch in der Erinnerung, daß die Rettung der russischen Operationsarmee auf dem rechten Donauufer lediglich dem rechtzeitigen Eingreifen der rumänischen Truppen zu verdanken war. Das bekannte Telegramm des Großfürsten Nikolaus an den Fürsten Carol vom 31. Juli 1877 läßt über die Anschauungen des russischen Hauptquartiers von der Lage der Dinge nicht den Schatten eines Zweifels. Wurde die Hilfe versagt, so mußte das rechte Donauufer von den Russen geräumt werden, ein Mißerfolg von unabsehbarer Tragweite, der vielleicht die gesamte europäische Politik in andre Bahnen gelenkt haben würde. Aber es kam nicht so weit, Fürst Carol ließ drei seiner Divisionen die Donau überschreiten, mit den übrigen Teilen seiner Armee ersetzte er auf dem linken Donauufer die russischen Streitkräfte, die nun sämtlich zur Operationsarmee herangezogen werden konnten. Nur durch diese waffenbrüderliche Hilfe wurde für die Russen die Möglichkeit geschaffen, die bangen Monate August und September in ihren bisherigen Stellungen auszuharren, bis endlich das Eintreffen der neuverschriebnen Legionen aus den entlegnen Standorten des ungeheuern Reiches die Wiederaufnahme der Offensive gestattete.

Angesichts dieser Verdienste des Fürsten Carol und seiner Truppen erscheint die Handlungsweise der Russen den Rumänen gegenüber in einem höchst ungünstigen Lichte, aber man darf nicht vergessen, daß die Wiedererlangung des Landstriches am Pruth für die Russen eine Notwendigkeit war. Das Stückchen Erde bedeutete für sie unendlich viel mehr als einen bloßen Landzuwachs: es bedeutete die Austilgung einer politischen Schmach. Die Abtretung war den Russen durch den Frieden von Paris im Jahre 1856 von den Westmächten auferlegt worden als ein äußeres Zeichen der Demütigung vor dem Willen Europas. Derselbe Zar Alexander II. hatte im Anbeginn seiner Regierung den Friedenstraktat unterzeichnen müssen, worin zum erstenmale seit dem Bestehen des ungeheuern Reiches eine Landabtretung zugestanden werden mußte. Und nun, zwanzig Jahre später, waren wiederum Ströme russischen Blutes vergossen worden; nach unerhörten Unglücksfällen hatte man endlich den alten Gegner niedergerungen, und wieder war man nur bis an die Pforten der Metropole des Orients gelangt. Vor den kühlen Erwägungen des europäischen Kongresses hatten sich die ausschweifenden Luftgebilde des Präliminarfriedens von San Stefano verflüchtigt. Der Widerstand Europas gegen die maßlosen Forderungen Rußlands war berechtigt, aber ebenso war es das feste Beharren Rußlands auf der Rückgabe des rumänischen Bessarabiens. Mit dem Wiedergewinn dieses Landstrichs schien die Schmach in den Augen des russischen Volkes gesühnt zu sein, die seit dem Krimkrieg auf Rußland lastete, und darum war der Besitzwechsel eine politische Notwendigkeit. Als solche ist sie von dem europäischen Kongreß anerkannt worden, und der Pruth bildet nun wieder von seinem Austritt aus der Bukowina bis zu seiner Einmündung in die Donau westlich von Reni die Grenze zwischen der Moldau und Rußland.

Auf der kurzen, nur zwanzig Kilometer langen Strecke von Jassi bis Ungheni, der russischen Grenzstation, setzt die Bahn zweimal über den Bachlui und einmal über die parallel mit dem Pruth von Norden kommende Jijia, überschreitet sodann östlich von Ungheni den Pruth und erreicht in weitem Bogen über Kisinoff und Bender den Dnjester. Dies war im Jahre 1877 die einzige vorhandne Bahnstrecke für die Invasionsarmee der Russen, sie war und ist noch eingleisig und bot außerdem die Schwierigkeit einer verschiednen Spurweite auf rumänischem und russischem Gebiete, sodaß ein Übergang russischer Waggons auf rumänische Schienengleise ohne zeitraubende Vorkehrungen ausgeschlossen war. Außerdem hatte sie die denkbar ungünstigste Lage für die Operationsziele der Russen, denn sie führte zunächst in ost-westlicher Richtung von Bender über Jassi nach Pascani, sodann in südöstlicher Richtung nach Galatz, hart an die feindliche Grenze, überschritt südlich von dieser Stadt den unzuverlässigen Sereth dicht vor seiner Einmündung in die Donau auf langer, leicht zerstörbarer Brücke und erreichte dann wieder in spitzem Winkel von Braila ab westlich abbiegend in weitem Bogen Plojesti und demnächst Bukarest. So wurde die Entfernung von Kisinoff nach Bukarest, dem vorläufigen Operationsziel, für alle Eisenbahntransporte verdreifacht, und dieser Umstand ist für die Anlage und den Verkehr auf den russischen Etappenlinien von verhängnisvollem Einfluß gewesen. Es war mit Sicherheit vorauszusehen, daß die an sich höchst fahrlässig gebaute, dem gewöhnlichen Verkehr kaum genügende rumänische Bahn den ihr durch die ungeheuern Kriegstransporte zugemuteten Anforderungen nicht würde gewachsen sein. Thatsächlich mußte der Bahnverkehr während der Dauer des Feldzugs mehrmals ganz eingestellt werden, fortgesetzt kamen Störungen durch Einsturz der zahl-

losen Brücken vor, auf denen die Bahn über die Zuflüsse des Pruth, Sereth und der Donau setzt; die Zahl der überhaupt bewegten Züge blieb stets weit hinter den bescheidensten Erwartungen zurück. Dies alles war mit Sicherheit vorauszusehen, und man fragt sich vergeblich, warum in den sechs langen Monaten zwischen der russischen Mobilmachung und dem Überschreiten der rumänischen Grenze keinerlei Vorbereitungen getroffen wurden, um die Leistungen dieser so wichtigen Bahn zu erhöhen oder Abkürzungen durch Anlage von Militärbahnen herzustellen.

Die absolute Unthätigkeit, in der sich die Türken dem feindlichen Einbruch gegenüber verhielten, lag so sehr außerhalb der Wahrscheinlichkeit, daß der russische Operationsplan unter keinen Umständen damit rechnen durfte; die so wichtige, so leicht zerstörbare Serethbrücke bei Barboschi befand sich im unmittelbaren Aktionsbereich der bei Macin stationierten türkischen Kriegsschiffe, die rumänischen Truppen hatten die große Walachei geräumt und sich jenseits des Olt in der kleinen Walachei konzentriert, es war also zur Verteidignng der gefährdeten Brücke auch nicht ein Mann vorhanden. Die damalige Grenze Rumäniens aber, die von den Russen vor der Kriegserklärung nicht überschritten werden konnte, umspannte das südöstliche Dreieck Bessarabiens und hielt dadurch die russischen Truppen erheblich weiter von dem wichtigen Objekt entfernt, sodaß die russische Kavallerie erst nach dreißig Stunden durch eine außergewöhnliche Marschleistung die Brücke erreichen konnte; die Türken aber vermochten in wenig Stunden mit ihren Kriegsschiffen das Zerstörungswerk zu vollenden. Thatsächlich aber erfolgte erst ein schwächlicher Versuch einer Annäherung an die Brücke, als die russischen Reiter schon eingetroffen waren; das türkische Kriegsschiff wich vor dem Karabinerfeuer der Kosaken zurück, und die Brücke

blieb ungefährdet. Mit diesem nicht vorauszusehenden Erfolge begann in glückverheißender Weise die russische Invasion, und volle drei Monate lang, bis zu dem verhängnisvollen 20. Juli, schien die Sonne des Kriegsglücks alle Operationen der Russen zu begleiten. Die große Strombarriere der Donau war überschritten, die Armee stand auf dem südlichen Ufer, der gefürchtete Balkan hatte das Avantgardekorps Gurkos nicht aufzuhalten vermocht, am 19. Juli war der hochwichtige Schibkapaß von den Türken geräumt worden, und Gurko rüstete sich zum Vorstoß auf Adrianopel. Ganz Bulgarien war im vollen Aufstande gegen die türkischen Peiniger, an keinem Punkte war man bisher auf ernsthaften Widerstand gestoßen; man träumte im russischen Lager von einem mühelosen Vormarsch auf Konstantinopel — da kommt von dem rechten strategischen Flügel her überraschende Kunde: eine russische Division ist bei Plewna ziemlich unerwartet auf stärkere feindliche Kräfte gestoßen und unter erheblichen Verlusten zum Weichen gezwungen worden, der siegreiche Feind steht kaum drei Märsche von der Kriegsbrücke bei Sistow. Es ist der große Wendepunkt des Krieges!

Wir aber befinden uns vorläufig noch in dem friedlichen Jassi, das für einige Augenblicke noch unsre Aufmerksamkeit fesseln soll. Auf dem glatten Asphalt der Hauptstraße rollen wir in elegantem russischen Gespann dem Nordausgange der Stadt zu, wo eine die Chaussee begleitende Parkanlage den Stolz und die Zierde der Stadt bildet. Man kann nichts hübscheres sehen als ein solches Gefährt: prächtige rabenschwarze russische Pferde mit fliegenden Schwänzen und Mähnen und blitzendem Geschirr, als Rosselenker ein Lipovan in langem farbigen Sammetkaftan, mit breitem bunten Shawl um den Leib, die straffen Zügel in beiden weit vorgestreckten Händen haltend. Und

welches Tempo, welches Geschick im Ausweichen! Ich muß bekennen, daß ich noch in keiner Stadt mit solchem Vergnügen in einen Wagen gestiegen bin als in Jassi, aber auch nur hier; die Hauptstadt Bukarest kann in diesem Punkte gar nicht in Vergleich gezogen werden, denn was man dort findet, ist Nachahmung, nicht Original. Diese Lipovans sind bekanntlich eine Art von religiöser Sekte, die wegen gewisser mit ihren religiösen Vorstellungen verknüpfter, das sittliche Gefühl verletzender Gebräuche aus ihrer Heimat Rußland verwiesen, nach der Moldau eingewandert sind. Dort betreiben sie bestimmte Erwerbszweige, insbesondre Gärtnerei, und sind als ordentliche, arbeitsame, stille und durch und durch rechtschaffne Leute wohl gelitten. Ganz hervorragend sind ihre Leistungen aber als Pferdepfleger und Wagenlenker, sodaß in Jassi fast das gesamte öffentliche Fuhrwerk in ihren Händen ist; nicht zu dessen Nachteil, wie schon bemerkt.

Die Zahl der öffentlichen Gebäude, die im Entstehen, in der Vergrößerung oder im Umbau begriffen sind, legt Zeugnis dafür ab, daß staatliche und soziale Anforderungen in rapidem Wachstum sind; in besondrer Weise scheint dies auf dem Gebiete der Hygiene und der Wohlthätigkeit der Fall zu sein. Interessant ist die Pracht der neu hergestellten Metropolitankirche, die ich bei Gelegenheit einer religiösen Feier besuchte; ich war außer den zelebrierenden Priestern ganz allein in der mächtigen, großartig ausgestatteten Kirche: ein eigentümlicher Eindruck, den man nicht leicht vergißt. Der bekannte sonore, etwas eintönige, aber mit herrlichen Stimmen vorgetragne Wechselgesang der griechisch-katholischen Liturgie, die von Kerzen bestrahlte reiche Gewandung der Priester in der riesigen, von Marmor und Gold prangenden ganz leeren Kathedrale. Ich gestehe, daß ich die Ausstattung der römisch-katholischen Kirchen mit ihren unzähligen

Kunstwerken der Malerei und Plastik vorziehe, ja daß ich auch als hartgesottener Protestant mit Entzücken der bilderreichen Beredsamkeit der römischen Priester lausche, wenn sie in der Fastenzeit die herrliche Musik der italienischen Sprache mit ausdrucksvollen Geberden begleiten — von all diesem Geist und Sinn berauschenden Zauber ist in den orthodoxen Kirchen nichts zu finden, und dennoch ist der Gottesdienst auch in dieser uns so gänzlich fremdartigen Gestalt eine erhebende und ergreifende Feier, der nur eins zu fehlen scheint: die Gläubigen. Nirgends habe ich die Kirchen so leer gefunden, nirgends eine so geringe Teilnahme des Volks, als gerade hier, wo die Kirchen mit so verschwenderischer Pracht ausgestattet sind.

Die Sonne war schon längst verschwunden, als ich auf den freien Platz vor der Kathedrale hinaustrat und meine Augen über das herrliche, in der Abendröte sanft erglänzende Panorama schweifen ließ, das sich von hier aus darbietet. Auf einer Bank saß in tiefes Sinnen und Schauen versenkt ein greiser, ehrwürdiger Priester, der Patriarch, wie mir ein Kirchendiener zuflüsterte; ein schönes Bild, Zeit und Platz wohl gewählt, im Hintergrunde das gewaltige prachtvolle Gotteshaus, und vorn die in wechselnder Beleuchtung prangende Landschaft. Mit diesem Eindruck schied ich von Jassi.

4

In der Mitte des Juli wandte ich mich meinem nächsten Reiseziel, Bukarest zu. Bis Bakäu, einer ziemlich bedeutenden Provinzialstadt, gewährte mir ein günstiges Geschick einen äußerst angenehmen Gesellschafter, einen höhern Gerichtsbeamten aus Jassi, der im Begriffe stand, dem Schwurgericht in Bakäu zu präsidieren. Wir waren sehr bald im eifrigen Gespräch über die Verhältnisse des Landes. Wie alle gebildeten Rumänen sprach Herr V. ein fließendes Französisch und zeigte sich über die Entwicklung seines Vaterlandes sehr unterrichtet; im Gegensatz zu der Mehrheit seiner Landsleute, die sich seit alters her der französischen Kultur zugeneigt haben, hegte mein liebenswürdiger Reisegenosse eine hohe Bewunderung für deutsche Litteratur und Geistesbildung, insbesondre aber für die erhabne Figur unsers großen Kanzlers; auch unsre jüngsten Kriege hatte er eingehend studiert und überraschte mich durch seine treffenden Urteile über Männer und Begebenheiten dieser glorreichen Zeit.

Es gelang mir deshalb nicht ohne Schwierigkeit, das Gespräch allmählich auf sein heimatliches Gebiet zu lenken, um etwas über die innere Lage zu erfahren. Wie alle Rumänen, die mir begegnet sind, sah auch er die Zukunft seines Landes in der glänzendsten Färbung; er gehörte der junimistischen Partei an, d. h. der

Partei der Jugendlichen, also des Fortschritts auf dem Gebiete nationaler Entwicklung: diese Partei, die in dem Minister Carp ihr Oberhaupt erkennt und verehrt, verfügt über einen großen Anhang und zählt eine überwiegende Menge von politischen Kapazitäten zu ihren Mitgliedern; der eigentliche Ursprung und die Heimat der Begründer ist in Transsylvanien, d. i. Siebenbürgen zu suchen, einem Lande mit vorherrschend rumänischer Bevölkerung, deren Sympathien mit den stammverwandten Bewohnern des Königreichs sich in jüngster Zeit bekanntlich sehr lebhaft kund gethan und zu Gegenmaßregeln der ungarischen Regierung geführt haben.

Ich sprach meine Bewunderung aus, daß ein Mann in so jugendlichen Jahren, wie er, bereits in so hoher richterlicher Stellung sei. Ein glückliches Lächeln begleitete die Antwort meines liebenswürdigen Reisegefährten. „Meine Altersgenossen und ich haben die besondre Gunst des Schicksals erfahren, daß wir gerade in dem Augenblick unsre Studien beendet hatten, als infolge des unvermuteten Anwachsens, der Ausdehnung und Entwicklung aller staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen die Nachfrage nach geschulten Männern auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens außergewöhnlich gestiegen war. So gelangten wir schnell in verantwortliche Stellungen, kamen rasch vorwärts und erlangten hohe Ämter in einem Alter, wo man in andern Ländern erst im Anfang der Laufbahn sein würde. Aber die gute Zeit ist vorbei — so fuhr er, ernst werdend, fort —, unsre nunmehrigen Anfänger werden um so länger zu warten haben, denn der Abgang in den obern Stellen wird natürlich ein sehr langsames Tempo innehalten, und das Durchschnittsalter wird in allen Stellungen in wenigen Jahren erheblich steigen, kaum zum Heile des Ganzen, denn es ist doch eine schöne Sache um die Leistungen der

Jugend." Ich stimmte aus voller Überzeugung bei, und wir schieden in Bakäu mit freundschaftlichem Händeschütteln.

Überraschend war das Treiben auf allen Bahnhöfen trotz der späten Abendstunde. Der Verkehr auf der Bahnstrecke ist offenbar außerordentlich lebhaft, überall massenhafter Zu- und Abgang, Bahn- und Zugpersonal höflich und zuvorkommend, die Verständigung selbst ohne Dolmetsch bei der Gewöhnung der Beamten an den Verkehr mit Fremden ohne Schwierigkeit. Wir erreichten um Mitternacht Adjud, wo der Zug auf schwindelnd hoher, ganz schmaler Brücke den Trotusch, einen Zufluß des Sereth von rechts her, passiert. In der herrlichen Julinacht, bei köstlicher Sternenpracht, war der Blick auf die tief unten liegende Stadt und den Spiegel des hochgehenden Flusses bezaubernd und eigentümlich. Die Brücke selbst ist nicht zu erkennen, wohl aber empfindet man die bedenklichen Schwankungen des eisernen Gitterwerks, das sich unter der Last des äußerst langsam fortschreitenden Zuges zu krümmen scheint, man hat vollkommen Zeit, sich über die Möglichkeit eines Zusammenbruchs klar zu werden, denn bei der außerordentlichen Länge der Brücke und dem langsamen Vorrücken dauert die Spannung wohl fünf bis sechs Minuten. Indes auch diese gehen vorüber, und der Zug nimmt wieder ein schnelleres Tempo an, sodaß wir um zwei Uhr nach Mitternacht Focsani erreichen.

Hier haben die Rumänen in den letzten Jahren großartige Befestigungsanlagen vollendet, die dazu bestimmt sind, das strategische Defilee zwischen den transsylvanischen Alpen und dem Sereth und der Donau zu sperren. Eine von Osten her kommende Einfallsarmee wird also künftig mit dieser gewaltigen Sperre zu rechnen haben oder gezwungen sein, die Donau unterhalb Galatz zu überschreiten, d. h. in die un-

wirtliche und für größere Heeresbewegungen durchaus ungeeignete Dobrudscha einzurücken. Die vier rumänischen Armeekorps, gestützt auf die Befestigungslinien von Focsani und auf dem rechten Flügel an die mächtige Strombarriere des Sereth gelehnt, würden in der Lage sein, einer doppelten und dreifachen Überlegenheit monatelang erfolgreichen Widerstand zu leisten; eine Wiederholung dessen, was wir im Frühjahr 1877 gesehen haben, ist also ausgeschlossen, und ein erneuter Einfall würde völlig veränderte Verhältnisse vor sich haben. Ein Blick auf die Karte zeigt die strategisch unmögliche Lage einer russischen Armee, die es unternehmen wollte, hier durchzudringen, bevor mit Österreich endgiltig abgerechnet worden wäre. Die Vorbedingung einer Unternehmung gegen Rumänien und die Balkanhalbinsel ist also die Niederwerfung Österreichs, d. h. eine europäische Katastrophe. In dieser Erwägung liegt die Gewähr gegen eine neue Vergewaltigung des jungen Königreichs und die hohe Bedeutung der Befestigungen von Focsani.

Am Frühmorgen erreichten wir Bukarest, wo ich die Vorbereitungen für meine bulgarische Unternehmung bei dem liebenswürdigen Entgegenkommen, das ich allseitig fand, in einigen Tagen beendigen konnte. Eine höchst schätzenswerte Eroberung wurde mir zu teil in der Person eines rumänischen Stabsoffiziers, der sich mir anschloß und durch sein sympathisches Wesen, seinen frischen Humor, seine Sprachgewandtheit und Kenntnis von Land und Leuten viel dazu beigetragen hat, die Unternehmung in einem Maße gelingen zu lassen, wie dies ohne seine hochwillkommne Unterstützung niemals möglich gewesen wäre. Die Gunst des Wetters und glückliche Umstände aller Art haben uns auf der ganzen Fahrt treulich begleitet, nirgend fanden sich Schwierigkeiten, die nicht leicht zu überwinden waren, zumal das Entgegenkommen und die Dienstfertigkeit aller Personen,

mit denen wir in Berührung kamen, auch in Bulgarien uns jede Art von Förderung zu teil werden ließ.

Eine Wanderung über die Schlachtfelder des letzten orientalischen Krieges stand seit Jahren auf meinem geheimen Wunschzettel verzeichnet; der Reiseplan war längst bis in die Einzelheiten festgestellt, nur die Muße hatte bisher gefehlt. Auch diese hatte sich nun eingestellt, und so wird der freundliche Leser die Empfindungen begreifen, die meine Seele erfüllten, als das erstrebte Ziel so nahe vor mir lag.

Aber bevor wir gemeinsam unsre Wanderung antreten, sei es gestattet, in kurzen Zügen eine Skizze jener Zeit zu entwerfen, als Europa mit außergewöhnlicher Spannung seine Blicke nach diesen Gegenden gerichtet hielt, wo ziemlich unerwartet schwere Gewitterwolken aufgezogen waren. Ein Orientkrieg lag in der Luft, aber niemand konnte vorhersehen, welchen Umfang er annehmen, ob er auf die beiden Gegner beschränkt bleiben oder ob das übrige Europa in Mitleidenschaft gezogen werden würde.

Bis zum Juli 1876 herrschte in den Kreisen der hohen Diplomatie eine besonders friedensselige Stimmung; außer dem „bischen Herzegowina" war alles in schönster Ordnung, und man hoffte die unliebsamen Störungen auf der Balkanhalbinsel in bekannter Weise durch wohlmeinende Ratschläge an den Großherrn auf ihren Herd zu beschränken. Indessen wider Erwarten sollte die öffentliche Meinung diesmal den Herren am grünen Tisch einen Strich durch die Rechnung machen. Die Berichte des englischen Spezialkommissars Herrn Baring über die Greuel in Bulgarien hatten einen Sturm der Entrüstung entfacht. In Konstantinopel war Sultan Abdul-Aziz von der Bühne verschwunden und Sultan Murad V. binnen kurzem gleichfalls beseitigt worden; die Gestalt Midhat Paschas und das Hohngebilde eines türkischen Parlaments, alles dies muß man sich ver-

gegenwärtigen, um sich in die Stimmung zurückzuversetzen, die die unerhörte Aufführung des „schrecklichen Türken“ im gesamten Abendlande hervorgerufen hatte.

Auf diese Gunst der öffentlichen Meinung bauend waren Serbien und Montenegro auf den Kriegspfad getreten, beide mit großem Geräusch, aber verschiednem Erfolg. Das kleine, in seiner Bergfeste fast unüberwindliche Montenegro wehrte sich kräftig gegen Mukhtar Pascha, den Serben aber ging es unter des berüchtigten Tschernajeffs fragwürdiger Führung herzlich schlecht. Am 19. Oktober 1876 brach ihre letzte Widerstandskraft bei Djunis völlig zusammen, dem siegreichen Seraskier Abdul Kerim Pascha stand der Weg nach Belgrad offen. So viel Thatkraft hatte man dem alternden kranken Mann nicht zugetraut, Europa atmete erleichtert auf, als Rußland sein Veto sprach, und die Türken wirklich von der Ausbeutung der erreichten Erfolge Abstand nahmen.

Niemals seit den Tagen Peters des Großen hat es für Rußland einen günstigern Augenblick zur Erreichung seiner politischen Ziele in Europa gegeben. Die hochgehenden Wogen der öffentlichen Meinung verhinderten damals eine türkenfreundliche Koalition wie die von 1854; Rußland hatte freie Bahn, es konnte mehr wagen und mehr erreichen als jemals, wohl bemerkt unter der Bedingung, daß es die Lage ausnutzte, jeden Widerstand zu Boden warf und vor der türkischen Hauptstadt erschien, bevor sich Europa von seiner Entrüstung erholt und zu seinem alten politischen Programm zurückgewendet hatte. Dem Mobilmachungsbefehl, so hätte man glauben sollen, mußte der Einbruch in das feindliche Gebiet mit solcher Überlegenheit an bereitgestellter Kraft, mit solchem Ungestüm der Offensive unmittelbar folgen, daß die überall und zweifellos siegreichen russischen Heere schon das Endziel erreicht hatten, bevor der mit Sicherheit zu erwartende Umschlag der

öffentlichen Meinung eingetreten war. Nie gab es also eine schönere Aufgabe für die russische Kriegsleitung, als eben damals, denn sie schien für eine gewisse Spanne Zeit befreit von jeder politischen Rücksicht einzig und allein dem Hauptziel zusteuern zu dürfen, das für jeden kriegerischen Akt maßgebend bleiben muß: der Niederwerfung der feindlichen Heeresmacht. Ist dies erreicht, dann kann die Diplomatie ihre Künste beginnen und sehen, welchen dauernden politischen Gewinn sie auf Grund der kriegerischen Erfolge einzuheimsen vermag.

Aber Rußland verfuhr genau entgegengesetzt; es begann den Krieg mit völlig unzureichenden Kräften, verlor nicht wieder einzubringende Zeit und erschien nach Heranziehung ungeheurer Übermacht erst vor der feindlichen Hauptstadt, als die Gunst der Lage längst vorüber war. Und gerade in diesem Augenblick schleuderte Rußland der ernüchterten Welt den Präliminarfrieden von S. Stefano in das Angesicht, der nichts mehr und nichts weniger bedeutete als eine Kriegserklärung an Europa. Man kann also mit Fug und Recht behaupten: Rußland führte den Krieg im diplomatischen Stile, und die Friedensverhandlungen im Stile von Kriegsoperationen. So sah sich denn Rußland abermals um den Lohn seiner ungeheuern Opfer und Anstrengungen betrogen; der europäische Friedenskongreß, der im Jahre 1878 in durchaus veränderter Stimmung zusammentrat, schränkte die russischen Forderungen auf ein äußerst bescheidnes Maß ein, und die hieraus notwendig entspringende Enttäuschung und Verstimmung Rußlands bildet den Ausgangspunkt der neuen Gruppierung der Großmächte, die bis auf den heutigen Tag die Lage beherrscht.

Die Entrüstung Rußlands über die Ergebnisse des Berliner Kongresses erscheint berechtigt und völlig begreiflich, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß

der große Staatsmann, der diesem Kongreß präsidierte, sich darüber klar war, daß man hinfort mit völlig veränderten Faktoren in der Weltpolitik zu rechnen haben werde. Die Welt weiß, zu welchen Folgerungen diese Erwägungen geführt haben, und daß es gelungen ist, in der Schöpfung des Dreibundes ein Gegengewicht zu finden, das bis zum heutigen Tage den Weltfrieden erhalten hat.

Immerhin können die Bestimmungen des Berliner Kongresses nicht als eine endgiltige Lösung der orientalischen Frage angesehen werden; die Ereignisse der letzten Jahre haben dies zur Genüge dargethan, und gerade in diesen Tagen sind neue Verwicklungen in jenen Gegenden, die von jeher mit Recht als politische Sturmecke gegolten haben, eingetreten.

Am 10. November 1876 vernahm die Welt aus dem Munde des Zaren Alexanders II. in Moskau jenes vernichtende Urteil über die kriegerische Haltung der Serben; der Zar übernahm damit Europa gegenüber die Verpflichtung, den bevorstehenden Krieg mit der wuchtigen Entschlossenheit zu führen, die man auf Grund der unendlich verschiednen Kampfmittel zu erwarten berechtigt war.

In der That erfolgte am nächsten Tage der Mobilmachungsbefehl, aber mit Staunen erfuhr die politische und die militärische Welt, daß für die eigentlichen Unternehmungen auf dem europäischen Kriegsschauplatz nur vier Armeekorps, ein Sechstel der verfügbaren Streitkräfte bestimmt wurden. Dreißig Infanteriedivisionen und sämtliche Reserveformationen blieben von der Ordre unberührt. Indessen hätten vielleicht auch diese vier Armeekorps ausgereicht, wenn man sie gut, vor allem wenn man sie schnell verwendet hätte; das geschah aber nicht.

Ein halbes Jahr lang stand die kriegsbereite Armee thatenlos in Bessarabien. Dem Mobilmachungs-

befehl vom 11. November 1876 folgte die Kriegserklärung erst am 24. April 1877. Jeder Tag der Zögerung kam offenbar nur den Türken und allen Gegnern Rußlands zu gute. Ein Winterfeldzug durfte Rußland nicht erschrecken, im Gegenteil schienen alle Vorteile auf seiner Seite zu liegen, und der nächste Winter sollte auch zeigen, was russische Truppen in solcher Jahreszeit zu leisten vermögen; ein Donauübergang im Januar bot weniger Schwierigkeiten als der Hochwasserstand im Juni, und man hätte dann im Beginn des Frühjahrs am Balkan und Anfang des Sommers vor Konstantinopel gestanden.

Das thatsächlich eingeschlagne zögernde Verfahren Rußlands in einem Augenblick, der die Anforderung höchster Energie und überwältigender Erfolge zu stellen schien, hat auf Europa einen überaus ungünstigen Eindruck gemacht; es gewann den Anschein, als ob der Mobilmachungsbefehl vom November 1876 lediglich als politisches Pressionsmittel erlassen worden sei, und daß, als sich die Erfolglosigkeit dieser Maßregel herausgestellt hatte, die völlige Unzulänglichkeit der bereitgestellten Kraft für eine ernsthafte Aktion klar geworden wäre.

Immerhin war man in Europa überzeugt, daß sich der nunmehr wirklich bevorstehende Waffengang sehr schnell zu Ungunsten der Türken entscheiden werde. Aber auch diese Meinung erwies sich als durchaus unrichtig, und der Verlauf der Begebenheiten sollte abermals den Beweis führen, daß auf dem Gebiet kriegerischer Unternehmungen Umstände in Wirksamkeit treten, deren Schätzung sich jeder Vorausberechnung entzieht. Wenn die ungeheure Überlegenheit der stärkern Partei schließlich die Oberhand gewinnt, sodaß mit der Verschiebung der Kraftverhältnisse bis zur Unmöglichkeit des Widerstandes auch unser Interesse erlischt, weil an Stelle der Kriegskunst die mechanische Wirksamkeit der Überzahl tritt, so bietet doch bis zu diesem Augenblick

die Betrachtung der Kriegsbegebenheiten auf diesem so kleinen Raum so viel des Interessanten und Belehrenden dar, daß es seit Jahren mein Wunsch war, den Schauplatz der Begebenheiten persönlich kennen zu lernen. Denn gerade die Beschränktheit der Kriegsbühne erlaubt, die strategischen und selbst die taktischen Züge beider Gegner wie auf einem Schachbrett zu verfolgen, ohne den Überblick zu verlieren; so nahe sind örtlich und zeitlich die Begebenheiten aneinander gerückt, daß Ursache und Wirkung in sichtbarem Zusammenhange stehen. Ein unvergleichliches Kriegstheater voll hochbedeutsamer Motive und Wechselbeziehungen. Und welcher Reichtum der Begebenheiten vollzieht sich darauf! Die Überschreitung eines der größten Ströme der Erde, sowie eines gewaltigen Gebirgszuges angesichts des Feindes; der plötzliche Aufbau einer großartigen Feldbefestigung in der Flanke der Angriffsrichtung, der gänzliche Umschlag der Kriegslage, die Lähmung der Offensive, die Spannung der Situation während des Gleichgewichts der Kräfte, das Scheitern der Gegenoffensive des bisherigen Verteidigers, das Auftreten neuer Kräfte, das endliche Niederkämpfen des geradezu unüberwindlich scheinenden Gegners in der Flanke, die Wiederaufnahme der Offensive durch die nun unendlich überlegne Partei, all dies sich an Ort und Stelle zu vergegenwärtigen gewährt einen unbeschreiblichen Genuß für den, der mit voller Kenntnis der Begebenheiten den Schauplatz der Ereignisse betritt. Diese Kriegsbühne aber gleicht einem Schachbrett von etwa 100 Kilometer Seitenlänge, dessen vier Ecken durch die vier Punkte Ruszuk NO, Elena SO, Trojan SW und Nikopoli NW bestimmt sind; im N zwischen Nikopoli und Ruszuk die Donau, im O zwischen Ruszuk und Elena der Lom, im S zwischen Elena und Trojan der Balkan, im W zwischen Trojan und Nikopoli der Wid; der Raum innerhalb dieser Grenzen

etwa so groß wie die Provinz Brandenburg. Zwischen diesen wenigen Hauptpunkten und Linien spielen die Operationen vom Donauübergang der Russen Ende Juni bis zum Fall von Plewna Anfang Dezember 1877.

Ziemlich in der Mitte der Nordseite des bezeichneten Vierecks hatten die Russen, nach ihrer Versammlung in der Gegend von Bukarest, die Donau bei Sistow unter verhältnismäßig geringfügigen Verlusten überschritten; am 2. Juli war die Pontonbrücke zwischen Simnitza und Sistow fertiggestellt, und vier Armeekorps waren bis zum 10. Juli auf das südliche Donauufer übergegangen. Ein Avantgardenkorps, der Hauptsache nach aus Kavallerie, einer Schützenbrigade und der bulgarischen Legion bestehend, hatte, über die alte Zarenstadt Trnowa in südlicher Richtung voraneilend, ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen, den Balkan östlich vom eigentlichen Hauptpasse auf beschwerlichem Saumpfad überschritten und war am 16. Juli schon südlich vom Gebirge im Rosenthal, im Begriff, den von den Türken besetzten Schibkapaß — ziemlich genau in der Mitte der Südseite unsers Vierecks — von Süden her anzugreifen. Dieser Vorhut folgend dehnte sich das achte Korps (Radetzki) allmählich über die ganze Südfront von Lowtscha bis Elena aus und fühlte mit seinen Vortruppen von Nord her über Gabrowa gegen den Schibkapaß vor.

Gegen Osten machten unter Befehl des Großfürsten Thronfolgers zwei Armeekorps, das zwölfte und dreizehnte, Front, ihnen gegenüber stand die türkische Hauptarmee unter Abdul Kerim Pascha. Die Westseite endlich war von den Russen noch nicht besetzt, da das hierher bestimmte neunte Korps (Krüdener) soeben erst nach hartem Kampfe die Festung Nikopoli zur Ergebung gezwungen hatte und sich nun erst anschickte, die ihm angewiesene Stellung mit der Front nach Westen einzunehmen. Auf keiner Seite war man bis-

her ernstlichem Widerstand begegnet, das russische Oberkommando hatte sein Hauptquartier in der alten Zarenstadt Trnowa aufgeschlagen, Kaiser Alexander sich nach Bjela an der Jantra begeben; östlich von diesem Flusse war die Armeeabteilung des Großfürsten Thronfolgers im langsamen Vorrücken gegen den Kara-Lom begriffen.

Am 17. Juli hatte General Derozinski von Gabrowa aus einen vergeblichen, verlustreichen Angriff auf die Befestigungen des Schibkapasses unternommen, und am folgenden Tage war General Gurko mit demselben Mißerfolge von Süden her vorgestoßen. Beide Angriffe, mit unzureichenden Kräften und nicht gleichzeitig unternommen, waren also von den Türken abgewiesen worden, allein der türkische General, der sich von zwei Seiten umstellt sah, hatte vorgezogen, das Äußerste nicht abzuwarten, sondern war nach Erlangung eines vierundzwanzigstündigen Waffenstillstandes von den Russen unbemerkt längs des Gebirgskammes, unter Zurücklassung des Lagers und der Geschütze, westlich abgezogen. So fanden die Truppen Gurkos, als sie am 19. Oktober mit großer Vorsicht gegen die türkischen Verschanzungen auf der Paßhöhe vorfühlten, diese zu ihrem nicht geringen Staunen schon im Besitz der von Norden her vorgegangnen Truppen Derozinskis. Der Schibkapaß, die einzige für Fuhrwerke brauchbare Paßstraße über den mittlern Balkan, war damit in den Händen der Russen; Gurko konnte wieder Front nach Süden nehmen, und die Erhebung ganz Südbulgariens gegen die türkischen Henker von 1876 folgte dem Erscheinen der russischen Truppen im Rosenthal. Auf den Eintritt dieser Volkserhebung hatte man im russischen Hauptquartier mit Zuversicht gerechnet, und man hegte im Stillen die Hoffnung, daß sich die Pforte unter dem Eindruck der von allen Seiten anlangenden Hiobsposten zu Zugeständnissen bereit finden lassen werde,

die die Fortführung des Krieges möglicherweise unnötig machen konnten. Auch hier mochte der Wunsch des Gedankens Vater sein, denn man war sich allmählich darüber klar geworden, daß die bereitgestellten Kräfte zu einem Vormarsch gegen die türkische Hauptstadt unter gleichzeitiger Deckung beider Flanken nicht entfernt zureichend seien. Indes es sollte dafür gesorgt werden, daß allen weitern Angriffsplänen der Russen ein Ziel gesetzt wurde. Gerade unter dem Eindruck des Schreckens über den erfolgreichen feindlichen Einfall hatte sich die hohe Pforte zu mannhaften Entschlüssen aufgerafft, deren Wirkungen sich gleichzeitig auf allen Fronten des Angreifers fühlbar machten und die Russen in eine Lage versetzten, die jeden Augenblick zu einer Katastrophe führen konnte.

Am 12. Juli hatte Osman Pascha die lang ersehnte Ermächtigung erhalten, von Widdin aus gegen die rechte Flanke der Russen vorzustoßen, und in sechs Tagen war er mit einer kleinen, aber vorzüglichen Armee fast unbemerkt bis nach Plewna gelangt, hatte am 20. Juli den russischen General Schilder-Schuldner, der sich ziemlich sorglos von Nikopoli her näherte, unter empfindlichen Verlusten zum Rückzug genötigt, am 27. Juli die schwachen Postierungen der Russen aus Lowtscha verdrängt und nach schleuniger Befestigung beider wichtigen Positionen am 30. Juli einen erneuten Angriff der Russen auf Plewna blutig abgewiesen. Bei diesem Angriff unter dem General Krüdener waren 36000 Mann, ein volles Dritteil der gesamten russischen Streitkräfte auf dem südlichen Donauufer, beteiligt gewesen, und die Niederlage war so vollständig, die Verluste waren so groß, daß der geschlagne rechte Flügel der Russen außer stande schien, den mit Sicherheit erwarteten Vorstoß Osman Paschas gegen die Brücke von Sistow aufzuhalten. Eine allgemeine Panik trat ein, die sich über die Donau bis Bu-

karest fortpflanzte; das russische Hauptquartier räumte schleunigst Trnowa und ging nach Gorni Studen in der Richtung auf Sistow zurück. An den Fürsten Karl von Rumänien erging der bekannte Hilferuf vom 31. Juli, der als die eigentliche Geburtsstunde der rumänischen Unabhängigkeit betrachtet werden darf. Kaiser Alexander aber verfügte von Bjela aus die Mobilisierung von zwölf weitern Divisionen, deren Mitwirkung indes bei der ungeheuern Entfernung erst in drei Monaten zu erwarten stand. Inzwischen trafen auch bedrohliche Nachrichten von der Südfront ein. Gurko war bei seinem Vormarsch gegen das Maritzathal unerwartet auf überlegne feindliche Massen gestoßen, deren Erscheinen genügte, den russischen General zur schleunigen Umkehr und zum Rückzug über den Balkan zu veranlassen. Diese türkische Heeresabteilung unter dem Befehl Suleiman Paschas war in den vier Tagen vom 16. bis 20. Juli in ungewöhnlich rascher und geschickter Weise von Montenegro her durch eine Transportflotte nach der Ainosbai versetzt worden, hatte dort die Eisenbahn bestiegen und Hermanli erreicht, von wo Suleiman sofort den Vormarsch gegen Eski Zagra antrat. Am 31. Juli war diese Stadt nach schwacher Gegenwehr der bulgarischen Legion genommen worden und in Flammen aufgegangen, und nun begann der furchtbare Rachezug des von seinen Soldaten mit dem Beinamen des Schlächters geehrten Suleiman Pascha. Das herrliche Rosenthal ging in Blut und Flammen unter, schrecklich mußten die armen Bewohner dafür büßen, daß sie sich bei dem Vormarsch Gurkos gegen ihre Peiniger erhoben hatten. Mit banger Sorge aber blickte man von der Höhe des Schibka hinab auf das rauchende Thal, aus dem von Tag zu Tag ein übermächtiger Angriff des Feindes zu gewärtigen stand. Aber das Gewitter schien sich an einer andern Stelle entladen zu wollen; die türkischen Massen zogen gegen Osten in der Richtung

auf Jeni Zagra ab, man machte sich auf einen Vorstoß über den Twarditzapaß gegen Elena gefaßt, entsandte dorthin alle Reserven und hielt den wichtigen Schibkapaß nur schwach besetzt. Da erschienen die türkischen Massen plötzlich wieder in Kasanlyk. Von der Höhe des Sweti Nicola auf der Schibkastraße konnte man genau die drohende Ansammlung der türkischen Heeresteile erkennen. Am 20. August setzte sich Suleiman gegen den Schibka in Bewegung, und gerade jetzt war Radetzki mit allen Reserven auf dem Wege nach Elena, die nächste schwache Hilfe in Selvji und Trnowa, vor Ablauf von 48 Stunden keine Unterstützung denkbar. Es begannen die denkwürdigen sechstägigen Kämpfe um die Paßstellung.

Dies ist der Punkt, den ich mir als nächstes Reiseziel gesetzt hatte. Ich erreichte ihn gerade am 18. Juli, am Jahrestage des mißlungnen Angriffs Gurkos. Um diesen Termin einzuhalten, hatte ich die Entfernung von Ruszuk über Trnowa nach Drenowa — 135 Kilometer Gebirgsstraße — in dreißig Stunden durchfahren. Auf dieser raschen Fahrt welche Fülle der Eindrücke, welche großartigen landschaftlichen Bilder! Und all dieser Zauber verstärkt durch die Erinnerung an die Ereignisse, die sich hier vollzogen hatten — es war, als ob die stumme Natur mit wunderbaren Stimmen zu reden begönne, um Kunde zu geben von den denkwürdigen Vorgängen, die sie vor nun siebzehn Jahren mit angeschaut hatte.

5

Wir beginnen also unsre Pilgerfahrt in der Nordostecke des vorerwähnten Quadrats, da wo sich an dem nach Nordosten gerichteten Laufe der Donau die beiden Namen Giurgewo und Ruszuk auf der Karte verzeichnet finden; die rumänische Stadt auf dem linken, die bulgarische Festung auf dem rechten Ufer des gewaltigen Stroms.

Man erreicht Giurgewo von der rumänischen Hauptstadt aus in zweieinhalb Stunden, und schon auf dem Südbahnhof von Bukarest tritt man in eine veränderte Welt ein. Auf den Steinfliesen des Bahnsteigs hocken wundersame Gestalten: Juden, Armenier, Griechen, Bulgaren. Zwischen ihnen schreitet mit würdevollem Ernst und mit dem Ausdruck schlecht verhehlter Verachtung auf das Gesindel um ihn blickend der Türke einher, ein sich stets gleichbleibender Menschentypus, für den ich auf dieser Reise mehr und mehr Sympathie gewonnen habe, so sehr ich mich auch gegen diese Empfindung sträubte. In der That, von allen Nationalitäten, und es sind nicht wenige, denen ich auf der Balkanhalbinsel begegnete, stelle ich die türkische ohne Frage obenan, denn sie hat meines Erachtens eine Summe von Eigenschaften, die in hohem Grade geeignet sind, unser Vertrauen zu gewinnen; ich hatte Gelegenheit, im persönlichen Verkehr die Vortrefflichkeit und unbedingte Zuverlässigkeit dieser eigentümlichen Menschen zu erproben.

Die Überfahrt von Giurgewo nach dem erheblich weiter stromauf gelegnen Ruszuk nimmt eine Stunde in Anspruch und gewährt also Zeit, Strom und Ufer zu betrachten und einige geologische Bemerkungen zu machen.

Längs des ganzen Laufes der Donau von Widin bis Hirsowa ist das südliche Ufer erheblich höher als das nördliche; während die walachische Seite fast ganz flach ist und dem Gewässer erlaubt, sich beliebig auszudehnen und zahllose Rinnsale, Lagunen und Inseln zu bilden, tritt die bulgarische Landseite scharf und unvermittelt an den Strom heran, sodaß die zu Thal führenden Landstraßen dort in steilen Serpentinen vom Uferrand zum Fluß hinabsteigen. Dieser steile Abfall bildet den äußersten Nordrand der bulgarischen Hochebne, die sich, deutlich in drei Parallelterrassen gegliedert, vom Balkan her zur Donau niedersenkt. Offenbar hat der alte Pluto, als er hier einst die Erdrinde emporhob, ein wackeres Stückchen Arbeit geleistet; die scharf gezeichneten, schroff emporstrebenden Gipfel des Gebirges wissen davon zu erzählen. Doch für ewige Dauer konnte die Spannung nicht bestehen, die Erdrinde barst an verschiednen Stellen parallel zur Längsrichtung des Gebirges von Ost nach West, und zwar muß sich dieser Bruch auf der Südseite gewaltsamer vollzogen haben als im Norden; die Senkung erfolgte nach Süden schroff, unvermittelt und in bedeutender Tiefenausdehnung, sodaß sich der Abfall des Gebirges nach dem Rosenthal hin außerordentlich steil gestaltet hat. Anders auf der Nordseite, hier zeigen sich zwei deutlich erkennbare Bruchlinien, die mit dem Uferrand der Donau drei nach dem Strom hin absteigende Terrassen begrenzen; die Erdrinde ist auf dieser Seite langsamer gesunken, darum später und öfter gespalten. Aber die Verschiedenheit zwischen Nord und Süd ist hiermit nicht erschöpft. Während die plötzliche Senkung der Erdrinde nach der

Südseite eine Spaltung in der Querrichtung, d. h. von Nord nach Süd verhinderte, ist eine solche Gliederung auf der Nordseite deutlich wahrzunehmen; die sich senkende Erdrinde hat sich nicht nur in der Längs-, sondern auch in der Querrichtung, und zwar von Ost nach West abfallend, terrassenförmig gegliedert. Dieser plutonischen Vorarbeit sich widerwillig anbequemend, hat sich nun Gott Neptun an das Werk gemacht, um das ihm abgewonnene Gebiet, soweit es noch möglich war, zu behaupten. In allen Fugen und Brüchen der Erdrinde sammelte er die Gewässer, um sie den gewaltigen Binnenmeeren, die damals die heutigen Tiefebnen der Walachei und Ungarns ausfüllten, zuzuführen. So sehen wir denn hier zahlreiche Zuflüsse, den Querbrüchen der Erdrinde folgend, in Meridianrichtung der Donau zuströmen. Bei allen ohne Ausnahme ist einerseits das östliche Ufer höher, und andrerseits liegen, in gleichem Abstand von der Donau gemessen, die Niveaupunkte der östlichen Zuflüsse höher als die der westlichern. Alle diese Flußbetten aber ohne Ausnahme zeigen sich scharf gerissen und steilufrig, eine Folge der geologischen Beschaffenheit der obersten Erdschicht, die aus Kalkboden besteht, in den sich die Rinnsale tief eingefressen haben.

So gelangen wir durch die Betrachtung der geologischen Beschaffenheit des Kriegstheaters zu folgenden Ergebnissen: Nordbulgarien, das Land zwischen Donau und Balkan, ist eine sich in drei Terrassen zur Donau hin abstufende Hochebne mit steilem Abfall zum Fluß, in meridionaler Richtung vielfach gegliedert durch die Zuflüsse der Donau, bei denen stets das rechte Ufer das höhere ist, und die scharf gerissene Betten und ziemlich starkes Gefälle zeigen.

Durch diese Bodengestaltung nun wurden die Operationen der angreifenden Russen offenbar auf das ungünstigste beeinflußt, während alle Vorteile auf

seiten der Verteidiger waren. Die beherrschende Lage und der steile Abfall des rechten Donauufers begünstigen im höchsten Grade die direkte Verteidigung der Strombarriere; die oben gezeigte eigentümliche Gestaltung der südlichen Zuflüsse aber zwingt den über den Strom gegangnen Angreifer, der sich nunmehr gegen das Festungsviereck im Osten wenden will, die starke Hindernisse bildenden Flußläufe unter den ungünstigsten Verhältnissen zu forcieren. Der schroffe Abfall des Hochgebirges nach der Südseite aber, der jede Gliederung in meridionaler Richtung ausschließt, hat die Gewässer zum Abfluß in äquatorialer Richtung gezwungen, und so sehen wir denn zwischen dem Balkan und dem im Süden vorliegenden Karadza-Dagh oder kleinen Balkan nur ein einziges Gewässer, und zwar von Westen nach Osten fließen, die das Rosenthal durchziehende Tundza. Es liegt auf der Hand, daß die militärische Forcierung des Balkans von der Südseite her durch die Ungunst des Geländes im höchsten Maße erschwert wird.

Der Gang der Begebenheiten hat nun gezeigt, daß die Türken die geschilderten Vorteile im Norden absolut nicht auszunützen verstanden haben, daß sie ferner den hochwichtigen Balkanpaß des Schibka nicht zu verteidigen wußten, und daß sie endlich die wütendsten Anstrengungen an die verzweifelte Aufgabe setzen mußten, von der Südseite her die Russen wieder aus dem Paß zu vertreiben.

Nach dieser Abschweifung auf das geologische Gebiet versetzen wir uns wieder an die Dampferlandestelle von Ruszuk. Die schwierige Aufgabe der Auswahl eines passenden Gefährts wird in glücklicher Weise gelöst. Unter zahlreichen Angeboten erhält ein Vertrauen erweckender Türke den Zuschlag, und wir haben diese Wahl nie zu bereuen gehabt. Inzwischen ist es fünf Uhr geworden; um sechs Uhr fährt Hussein mit drei kleinen türkischen Pferden mit hübsch verziertem,

hell läutendem Geschirr an dem Hotel vor. Ein entzückender, ganz neuer Phaethon ladet zum Einsteigen, das nicht unbeträchtliche Gepäck wird teils auf dem Rücksitz, teils auf dem Bock festgeschnallt, hoch oben sitzt Hussein mit untergeschlagnen Beinen, und lustig geht es durch die engen Gassen der alten türkischen Festung dem Südwestausgange zu. Noch innerhalb der Werke passieren wir, in scharfer Kurve steil abwärts fahrend, die alte Brücke über den Lom und klimmen sodann den Bergabhang hinan, der die Gewässer des Lom von der Donau scheidet. Auf der Höhe bei Beklemen begrüßt uns ein herrlicher Anblick. Rechts nach vorn glänzt ein mächtiger Wasserspiegel, von den Strahlen der noch hoch stehenden Sonne prachtvoll beleuchtet. Es ist die Donau mit dem im Norden daranstoßenden Seebecken des Balta Mairu; rückwärts erhebt sich die das Gelände weithin beherrschende Levend Tabia, zu deren Füßen sich, deutlich erkennbar, die Straße nach Rasgrad und Schumla hinzieht. Weiter im Hintergrunde entdeckt mein gutes Fernglas die Telegraphenstangen der jenseits der Straße demselben Ziele zustrebenden Bahnlinie, auf der eben die Dampfwolken eines nach Schumla fahrenden Zuges in die durchsichtige Luft emporsteigen. Diesseits der Straße grüßen die prächtig schimmernden Minarets von Kadiköj herüber, eines großen türkischen Dorfs, das im Sommer 1877 der Hauptsammelplatz der Türken für ihre Unternehmungen gegen das russische zwölfte Korps war; dicht vor uns im Vordergrunde aber, zu beiden Seiten der Chaussee ein köstlich belebtes Bild: es ist der Übungsplatz der Garnison, und wir kommen eben recht, denn es werden Schießübungen mit scharfen Patronen abgehalten. Als Kugelfang dienen frühere Feldwerke, die die Türken quer über die Straße gezogen haben, um den Russen die Gewinnung der mächtigen Höhe zu wehren, auf der wir uns eben befinden. Die

Sache ist interessant, wir steigen einen Augenblick aus und betrachten durch das Glas das Verhalten der Soldaten, die in einer langen Reihe Mann neben Mann aufgestellt sind, und denen gegenüber an den Erdwällen, wohl vierhundert Meter entfernt, eine ebenso lange Reihe von Scheiben stehen. Die Absperrungsmaßregeln scheinen ziemlich harmlos zu sein: an der Chaussee gelagert einige Posten, prächtige hochgewachsene Leute in Drillichanzügen, denn wir haben dreißig Zentigrade, und die Sonne versendet noch glühenden Brand. Man läßt uns unangefochten passieren, und mit hellem Geläut durchfahren wir das kriegerische Schauspiel.

Bald senkt sich die Straße in steilen Serpentinen in eine Schlucht hinab. Hussein dreht zwar die Handbremse fest, macht aber keine Anstalt, den Hemmschuh zu benutzen, der in der That während unsrer ganzen Reise nicht ein einziges mal zu Hilfe genommen worden ist, obwohl wir Abfälle passiert haben, die jedem an hiesige Geländeformen nicht gewöhnten ein gelindes Gruseln verursacht haben dürften. Die Art, wie unser Türke sich bei solchen Gelegenheiten verhält, ist zu charakteristisch, als daß sie nicht eine Beschreibung rechtfertigen sollte. Die erste Hälfte des Abstiegs wird im Schritt durchfahren, und zwar so, daß durch Hin- und Herbiegen die ganze Breite der Straße zur Mäßigung der Steile ausgenützt wird. Dennoch sieht die Sache nicht vertrauenerweckend aus; das rechts in der Luftbahn gehende Pferd kann natürlich nicht in Betracht kommen, zwischen den beiden andern aber ragt die Spitze der Deichsel hoch empor, die Kummete des Geschirrs sind bis an die Ohren vorgeschoben, die Umgänge schneiden tief in die Hinterschenkel ein; sobald aber die Hälfte des Abstiegs hinter uns liegt, läßt Hussein die Zügel schießen, und erst in hellem Trabe, zuletzt in gestrecktem Galopp geht es genau auf der Straßenmitte hinab bis zur Sohle und mit dem ge-

nommnen Anlauf gleich den ersten Teil des jenseitigen Abhanges wieder hinauf; freilich die Pferde müssen sicher, das Riemzeug fest, der Kutscher ein Türke, und die Nerven gut sein, sonst ist die Sache im höchsten Grade ungemütlich.

6

Die Kunststraße, auf der wir fahren, führt über Bjela, Trnowa, Lowtscha und Plewna nach Sofia und ist ein Werk Midhat Paschas, der sich als Generalgouverneur des Donauvilajets unsterbliche Verdienste um das ihm anvertraute Land erworben hat. Unter seinem energischen und thatkräftigen Regiment hob sich Handel und Wandel, er schuf ganz neue Erwerbszweige, volkreiche Städte wuchsen auf sein Gebot aus dem Erdboden. So entstand die vielgenannte Stadt Orchanie halbwegs zwischen Sofia und Plewna aus einem unbedeutenden Dorfe und gewann sehr bald eiue große Bedeutung für den Verkehr; ungezählte Baumpflanzungen wurden angelegt, die Bodenkultur wurde gehoben, und der allgemeine Wohlstand wuchs auch unter der bulgarischen Bevölkerung, die Midhat Pascha als verhältnismäßig wohlgesinntem Gouverneur ein dankbares Andenken bewahrt hat. Mit Midhats Scheiden aus seiner Stellung sank alles in den alten gewohnten Zustand zurück; die Straßen und Wohnplätze verfielen, der Steuerdruck wurde unerträglich, und die armen geplagten Bewohner erlagen der Verzweiflung. So hängt im Orient, unendlich mehr als im Abendlande, alles lediglich von der Personenfrage ab; die segensreiche, stetig waltende Ordnung der Dinge überwindet bei uns auch Minderleistungen derer, die an der Spitze der Verwaltung stehen, im Orient aber fehlt eine solche

Ordnung ganz und gar, und nur die Einwirkung mächtiger und thatkräftiger Persönlichkeiten bringt es gelegentlich zu einem flüchtigen Anlauf zum Fortschritt, mit dem Schwinden des Antriebs fällt alles wieder in die alte Barbarei zurück.

So sind heute die Zustände in einem Lande, das einst unter den oströmischen Kaisern die höchste Zivilisation hatte, zu einer Zeit, wo das gesamte Abendland nach den Verheerungen der Völkerstürme im Anfang des Mittelalters in völlige Barbarei versunken war. Von der damaligen Welthauptstadt Konstantinopel aus führten herrliche Kunststraßen nach allen Richtungen; auf dem Konstantinsforum stand das Milliarium, ein mächtiger Obelisk, von dem aus die Stadien auf den Poststraßen gezählt wurden, von halber zu halber Tagereise gab es Poststationen mit Unterkunft für die Reisenden und die Transporttiere, großartige Wasserleitungen speisten von weiter Ferne her die herrlichen Kunstbrunnen der Millionenstadt, aus reich verzierten Mündungen den Nektar des Orients in tausend und abertausend Strahlen allüberallhin spendend. Bis an die mühsam gegen den Ansturm der Barbaren verteidigten Grenzen erstreckte sich die Fürsorge der Regierung; die gesamten Donauländer, das alte Mösien, Dacien und Illyrien galten als die blühendsten, volkreichsten und wohlhabendsten Provinzen des oströmischen Reichs. — Von den germanisch-slawischen Völkerwellen, die mit immer wachsendem Ungestüm von Nord und Ost die Grenzen überfluteten, wurde diese reiche Zivilisation fortgeschwemmt, und seit dem Einbruch der Osmanen und der Eroberung Konstantinopels sind die letzten Spuren antiker Kultur von dem Boden der Halbinsel verschwunden. Das heutige Bulgarien, eins der bevölkertsten und fruchtbarsten Länder des Mittelalters, ist jetzt ein menschenarmes, spärlich angebautes Gebiet, das kaum den geringen

Konsum der Bewohner deckt. Der Waldreichtum des Landes ist vernichtet, und die klimatischen Verhältnisse sind dadurch nachteilig beeinflußt worden. Mehr und mehr nimmt die jährliche Regenmenge ab, und bei dem Mangel befruchtender Feuchtigkeit geht die Ertragsfähigkeit des Landes in rapider Weise zurück. Als ich im Juli 1894 dort war, sagten mir die Leute, daß seit vielen Monaten kein Tropfen Regen gefallen sei, und der ausgedörrte, versengte Boden und die spärliche Flora schienen diese Angaben zu bestätigen. Der Eindruck ist niederschlagend; kaum der dritte Teil des Bodens ist mit dürftigem Anbau bedeckt, die seltnen Ortschaften und noch seltenern Bäume sind in eine Rinde grauweißen Staubes gehüllt, wolkenlos ist der Himmel, kein Luftzug, der Äther klar und durchsichtig, nirgend eine Spur von Schatten bei einer Temperatur von dreißig Zentigraden!

Nur wer unter solchen Umständen tage- und wochenlang im Orient unterwegs ist, nur der vermag die Verehrung zu begreifen, die der Bewohner des Morgenlandes für das Wasser empfindet. Gutes Trinkwasser ist dort das erste Erfordernis des Lebens, und so hat denn auch der Prophet die Erschließung und den Schutz der Quellen unter die Gebote des Korans aufgenommen. Wer unter den Gläubigen versäumt oder nicht vermocht hat, die Pilgerfahrt zu der heiligen Kaaba in Mekka zu machen, soll verpflichtet sein, einen Brunnen zu stiften und zu unterhalten, so steht es im Koran, und diese segensreiche Vorschrift ist zu einer Wohlthat für das ganze Morgenland geworden, während das Gebot der Pilgerfahrt nach Mekka bekanntlich gerade entgegengesetzt gewirkt hat; denn die geheiligten Stätten Arabiens sind durch das Zusammenströmen der ungeheuern Mengen von Gläubigen zu Pestherden geworden, von denen aus furchbare Seuchen über den ganzen Erdboden verschleppt werden.

Die Sonne neigt sich zum Horizont, als Hussein einen steilen Abhang hinabjagend plötzlich in scharfer Wendung die Pferde von der Straße ablenkt und gerade auf eine Felswand los fährt; mit hörbarem Ruck stößt die Spitze der Deichsel gegen die Wand, und in demselben Augenblick senken sich die Köpfe der verdursteten Pferde in den davor stehenden Steintrog, in den sich, aus dem Felsen sprudelnd, ein silberklarer Wasserstrahl ergießt. Göl Česme, zu deutsch Rosenquelle, heißt diese gesegnete Stelle, die wir um 8 1/2 Uhr abends erreichen, gerade in dem Augenblick, wo die letzten Strahlen des untergehenden Tagesgestirns die scharfgeschnittenen Umrisse des hohen Donauufers im Westen in rötlichem Schein erglühen lassen. In wenigen Minuten verschwindet auch dieser Lichtschein, und in schnellem Wechsel tritt an die Stelle der weichenden Tageshelle der prächtige Glanz der Gestirne; in wunderbarer Pracht steigt über dem jenseitigen Thalrande des Lom die volle Mondscheibe empor und übergießt die fremdartige Gegend mit ihren silbernen Strahlen, sodaß es möglich ist, das Gelände weithin zu überblicken, ja selbst die Namen auf der Karte zu erkennen.

Nie habe ich wieder eine solche Mondnacht erlebt; alles um uns her ist verklärt und verzaubert, der Felsen mit der silbernen Quelle, die sich weithin weiß abhebende Straße, die den südlichen Abhang erklimmt, die Gestalten, die geschäftig ab und zu gehen, um uns eine Abendmahlzeit zu richten. Denn neben der Felsenquelle steht ein bulgarisches Wirtshaus — Han —, bei dem wir Rast halten, um neue Kräfte zu sammeln, noch sind lange vierunddreißig Kilometer zurückzulegen; bevor wir Bjela an der Jantra, unser heutiges Reiseziel, erreichen werden; und bis dahin ist keine Möglichkeit des Unterkommens. Ein solcher bulgarischer Han hat nun keine Spur von Ähnlichkeit mit unsern Gasthäusern, entspricht aber ganz den dortigen Be-

dürfnissen. Wer am Tage, wo die Sonne ihren glühenden Brand versendet, rasten will, der sehnt sich vor allem nach einem schattigen Platze, den das Gelände selbst nirgends bietet. Darauf hin ist die Anlage der Hans berechnet. Abgekehrt von der Sonne springt über dem niedrigen Erdgeschoß eine bedeckte, sonst völlig offne Veranda vor, von Pfeilern getragen; dort genießt der Reisende nach ermüdender Fahrt die ersehnte Ruhe und den Schutz vor den Strahlen der Sonne, denen er sonst nicht entrinnen kann.

Für uns bedurfte es bei der späten Stunde solchen Schutzes nicht. Wir ließen uns vor dem Hause im Freien den gastlichen Tisch bereiten; grobes, aber fleckenreines Tafeltuch und sogar Servietten, alles hübsch sauber und mit einem Anflug von Komfort, frische Eier, Schinken, kräftiges Landbrot, prachtvolle Milch und schmackhaften, dunkeln Wein, vor allem aber köstliches Wasser aus der Göl Cesme, das war unser trefflich mundendes Abendbrot. Dazu die freundlich zusprechenden Mienen und Geberden der braven Wirtsleute, die ohne zudringliche Geschäftigkeit ihres Amtes walteten, die Stille der Nacht, der zauberhaft schimmernde Mondenschein; alles das wirkte zusammen, diese Abendstunde zu einer unvergeßlichen Erinnerung zu machen. Doch die höher steigende Mondscheibe mahnte zum Aufbruch; Hussein thronte schon wieder auf seinem hohen Sitze, mit freundlichem Händeschütteln nahmen wir von den trefflichen Wirtsleuten Abschied, und vorwärts ging es den steilen Aufstieg empor, der uns fast unersteiglich erschien. Der Anblick von der gewonnenen Höhe in die silbern erglänzenden Thäler entschädigte für die mühsame Fahrt. Von rückwärts her grüßte uns wieder, nun aus weiterer Ferne, die imponierende Masse der Levend-Tabia, links von der Straße, schon nahe bei der Donau zeigte sich Pyrgos, d. i. Turm in griechischer Mundart. Dort hatten

die Russen im August eine zweite Kriegsbrücke über die Donau geschlagen, die den Verkehr nach Parapan vermittelte; aber das bedrohliche Vorschreiten des türkischen rechten Flügels von Ruszuk her zwang die vom Lom auf die Jantra zurückweichenden Russen sehr bald zum Abbruch dieser Brücke, die später bei der Insel Boatin, dreißig Kilometer weiter aufwärts, von neuem hergestellt wurde, indessen auch dort noch äußerst gefährdet blieb.

Das Gelände zwischen Ruszuk und Bjela an der Jantra, das wir in einer Ausdehnung von vierundfünfzig Kilometern in acht Stunden durchflogen, bildete ein halbes Jahr lang den Schauplatz der Kämpfe zwischen dem russischen zwölften Korps und dem rechten Flügel der türkischen Hauptarmee, die wiederholt erfolglos den Versuch unternahm, hier gegen die Brücke von Sistow vorzustoßen. Als der Serdar Ekrem Abdul Kerim Pascha, dessen Unthätigkeit bei dem Donauübergange und dem Vordringen der Russen gegen den Lom in Konstantinopel die größte Entrüstung erregt hatte, Ende Juli von seinem Posten abgerufen worden war, erwartete man von seinem Nachfolger Mehemed Ali Pascha große Dinge. In der That war die Lage der Russen in dieser Zeit höchst gefährlich. Der rechte Flügel war trotz der Verstärkung durch vom linken Donauufer her herangezogne Reserven am 30. Juli bei Plewna geschlagen, der siegreiche Osman Pascha war kaum drei Märsche von der Brücke von Sistow entfernt, und vor der Balkanfront standen die neu aufgetretnen Massen Suleimans im Begriff, die kaum errungnen Gebirgspositionen von Süden her anzugreifen; endlich auf der Ostfront die beiden Korps des Großfürsten Thronfolgers in weit auseinander gedehnter Stellung und in ungünstigem Gelände der überlegnen Hauptarmee der Türken gegenüber, die, auf die Festungen Ruszuk und Schumla gestützt, eine unbeschränkte

Operationsfreiheit hatte. Die ganze russische Aufstellung glich in Form und Gebrechlichkeit der Peripherie eines halben Eis, dessen offne Seite die Donau, und dessen Spitze der Schibka bildete. Ein fester Druck gegen eine der Flanken oder beide mußte die dünne Schale unfehlbar zertrümmern. Die Spitze, an sich widerstandsfähiger und durch das Gebirge besser bewehrt, bildete offenbar das stärkste Bollwerk der Verteidigung, und ein hier erreichter taktischer Erfolg bot dem Angreifer außerdem geringere strategische Ausbeute, denn er drängte den Verteidiger nur in direkter Linie auf die Brücke von Sistow zurück, während ein Vorstoß von einer der Flanken her eine allgemeine Katastrophe der Invasionsarmee zur Folge haben mußte. Man hätte also meinen sollen, daß Anfang August die Russen, falls sie in ihrer ausgedehnten, nach drei Seiten Front machenden Stellung verblieben, der Vernichtung anheimfallen mußten. In der That wurde in jenen bangen Augusttagen im russischen Hauptquartier der Rückzug auf das linke Donauufer ernsthaft ins Auge gefaßt, und nur der Festigkeit des Kaisers und des Großfürsten-Oberkommandierenden ist es zuzuschreiben, daß der mannhafte Entschluß, auf jede Gefahr hin auszuharren und keinen Fuß breit Boden aufzugeben, zur Durchführung gelangte. Der Monat August war die Zeit der bängsten Krisis, denn vor Beginn des September konnten kaum die ersten schwachen Verstärkungen, die Masse der Garden und Grenadiere aber erst im Laufe des Oktober an der Donau erwartet werden. Die nächste und darum wertvollste Hilfe kam den Russen von dem kleinen Vasallenstaate, dessen Teilnahme am Kriege man anfangs hoffärtig zurückgewiesen hatte, und von dessen thatkräftigem Eingreifen jetzt die Rettung abhing. Es ist bekannt, in wie wirksamer Weise diese Unterstützung durch die rumänischen Truppen geleistet wurde, und daß schon in der dritten Schlacht von Plewna, in den

blutigen Tagen vom 6. bis 12. September, die jungen rumänischen Truppen Schulter an Schulter mit den Russen gefochten haben, ja daß der einzige bleibende Erfolg des furchtbaren Ringens, die Eroberung der Griwitzaredoute Nr. 1, der Hauptsache nach von den Rumänen errungen worden ist. Während der ganzen Dauer des August aber waren die Russen lediglich auf ihre eignen, an Ort und Stelle befindlichen, ganz unzulänglichen Kräfte angewiesen, und dieser Monat konnte also bei einer einigermaßen geschickten Verwendung der überlegnen türkischen Streitkräfte den ganzen Feldzug zu Ungunsten der Russen beendigen. Wieder hing alles von der Personenfrage ab, es mußte der richtige Mann an die richtige Stelle gebracht werden.

In diesem schwerwiegenden Moment, wo sich einfache klare Entschließungen von selbst darboten, begann unter den türkischen Heerführern ein schmachvolles Intriguenspiel, wodurch die günstige Stunde des Erfolges versäumt und die Russen vor sicherm Untergange gerettet wurden. Mehemed Ali Pascha, zum Oberbefehlshaber aller im Donauvilajet operierenden türkischen Armeen ernannt, bekanntlich ein Preuße von Geburt, ein tüchtiger Organisator aber nichts weniger als ein Feldherr, war als Gjaur selbstverständlich allen Rechtgläubigen im höchsten Grade unsympathisch; er fand eine nicht operationsfähige Armee und, was schlimmer war, ungehorsame Generale vor, deren Unterordnung zu erzwingen er niemals genügende Energie zu entfalten verstand. Noch bedenklicher war sein Verhältnis zu Suleiman Pascha, der ihm zwar dem Namen nach untergeordnet war, thatsächlich aber von Anfang an die Anordnungen des Oberbefehlshabers nach Kräften zu durchkreuzen und ihn von seinem Posten zu verdrängen suchte, was ihm bekanntlich schon nach zwei Monaten gelang. Anstatt mit der einen Hälfte seiner kriegserprobten Truppen die Südfront der Russen zu

beschäftigen und festzuhalten, mit der andern aber zur Hauptarmee zu stoßen, damit der entscheidende Angriff von der Ostseite her mit überlegner Kraft gegen die Armeeabteilung des Thronfolgers geführt werden konnte, setzte Suleiman es durch, daß der Hauptaccent der türkischen Offensive auf die Balkanfront gelegt und ihm selbst der direkte Angriff auf den Schibkapaß übertragen wurde; die Welt weiß, mit welchem Erfolge.

Der unglückliche Mehemed Ali blieb auf seine nicht operationsfähigen Kräfte und seine widerspenstigen Generale angewiesen, und die Resultate entsprachen natürlich auch in keiner Weise den hochgespannten Hoffnungen, mit denen man sich an der Hohen Pforte trug. Zwar errang Mehemed Ali wiederholte Erfolge gegen die Armee des Thronfolgers, und Ende September sah sich dieser sogar gezwungen, bis auf die Linie der Jantra zurückzugehen. Gerade in diesem Augenblick aber trat ein Wetterumschlag ein, und die Wege wurden grundlos. Die Operationsfähigkeit der türkischen Truppen hatte mit dem dritten Marsch- und Kampftage ihre Grenze erreicht, die befohlene Zusammenziehung der Armee scheiterte an dem Ungehorsam und an dem passiven Widerstand der Generale, und Mehemed Ali befahl nun den Rückzug in die alten Stellungen am Kara Lom. Abermals waren die Russen aus dringender Not befreit, abermals erfolgte ein Wechsel im Oberkommando bei den Türken. Mehemed Ali wurde abgerufen und nach Sofia gesandt, und Suleiman an die Spitze der Hauptarmee gestellt. Dies geschah Ende September, und nun erwartete man endlich die entscheidenden Operationen, aber auch Suleiman scheiterte an der Ungunst der Verhältnisse, die er vorfand. Zehn Wochen vergingen mit Organisierungen und Rüstungen, erst Anfang Dezember, kurz vor dem Falle von Plewna, holte Suleiman zum Schlage aus, der diesmal direkt gegen Trnowa gerichtet war und die Russen mit

schweren Verlusten zur Räumung von Elena zwang, an der Südostecke unsers Schachbretts. Weiter aber gelangten die siegreichen Türken nicht, und erst acht Tage später, am 12. Dezember, als schon die Entscheidung bei Plewna gefallen war, erfolgte ein zweiter Vorstoß Suleimans auf dem entgegengesetzten Flügel bei Mecka und Trstenik genau in dem Gelände, das wir in der Mondnacht des 16. Juli durchfuhren. Mecka war ein entscheidender Sieg der Russen, und zwar des 12. Korps unter dem Befehl des Großfürsten Wladimir, der im richtigen Augenblick die vordringenden türkischen Linien energisch in der linken Flanke angriff und über den Haufen warf; die Verfolgung trieb die geschlagnen Türken bis an die Thore der Festung Ruszuk. Mit diesem siegreichen Gefecht schloß die eigentliche Kampfthätigkeit in unserm Gelände, die Entscheidung des Feldzuges war bei Plewna gefallen. Gurko hatte Sofia genommen und trieb die Türken im Maritzathal vor sich her; am Südfuß des Balkan wurde nach tapferer Gegenwehr die Armee Vessel Paschas zum Waffenstrecken gezwungen, und zum zweitenmale das Rosenthal von den Russen in Besitz genommen, dieses mal, um es nicht wieder in die Hände des Schlächters fallen zu lassen, der soeben die letzten Trümmer seiner Armee ohne Geschütze und Train in das unwegsame Rhodopegebirge gerettet hatte. Der Feldzug war beendet. —

„Trstenik!" ruft Hussein, mit der Peitsche auf mondscheinglänzende Dächer weisend, die in einiger Entfernung rechts von der Straße sichtbar werden. Wir halten an Erdwällen, die auf beiden Seiten der Chaussee sich auf dem Hügelkamm hinziehen. Es sind russische Befestigungsarbeiten mit der Front gegen Norden, die am 12. Dezember der Zielpunkt der türkischen Angriffe gewesen waren. Südlich, in der Richtung auf Damogila, zieht sich die tiefe Thalsenkung hin, aus der die russischen Reserven hervorbrachen, die türkischen An-

greifer in der Flanke faßten und total über den Haufen warfen, die einzige glänzende Waffenthat der Russen auf diesem Teil des Schauplatzes der Begebenheiten.

Weiter geht die Fahrt in der tageshell erleuchteten Nacht, wiederum weist Hussein bedeutungsvoll mit der Peitsche nach oben: dicht an der Straße zeigt sich ganz isoliert ein mauerbekrönter Hügel, auf dem sich deutlich ein Gerüst vom klaren Himmel abhebt, das einem Galgen verzweifelt ähnlich sieht. Und wahrlich, jetzt schwirrt auch allerhand unheimliches Nachtgetier durch die Luft, Eulen, Fledermäuse und Nachtschwalben. Gleichzeitig macht Hussein einige verständliche Kreisbewegungen um seinen Hals. Unwillkürlich suchen unsre Augen nach den Körpern der Delinquenten, aber nein, der Galgen ist leer. Aus dem mit lebhaften Gestikulationen begleiteten Kauderwelsch unsers Rosselenkers entnehmen wir, daß in dieser Gegend lange Zeit eine gefürchtete Räuberbande ihr Wesen getrieben hat, bis es endlich gelang, sie dingfest zu machen und an dieser Stelle, am Schauplatz ihrer Heldenthaten, die Räuber sämtlich aufzuknüpfen. Wir fragen, wie lange die Sache wohl her sei? Nach einigem Besinnen hebt Hussein erst eine Hand und dann einen Finger empor — also sechs Jahre! Und wieviel ihrer gewesen sind? Darauf viermaliges Hochheben der Hand, das letzte mal nur mit drei ausgestreckten Fingern — also achtzehn Briganten. Hm! hm! Wir überlegen beide im stillen, daß es eine gewisse Beruhigung in sich schließt, die Betrachtung anzustellen, daß die achtzehn Raubgesellen schon an dem nützlichen Gerüst da oben gebaumelt haben und also ihr angenehmes Handwerk nicht mehr in dieser Gegend betreiben können, denn eben jetzt taucht die Straße in einen ausgedehnten Laubwald ein. Unendliche Stille und Einsamkeit umfängt uns, Zeit und Gegend sind wie auserlesen für ein Abenteuer. Keiner von uns beiden giebt seinen

Gedanken Ausdruck, aber wir haben uns später gestanden, daß jeder für sich die Chancen überwog, die wir in einem solchen Fall gehabt hätten; unser Waffenarsenal setzte sich aus zwei harmlosen Rüstzeugen zusammen, dem Säbel meines Gefährten, der hinter dem Gepäck so wohlgeborgen war, daß man seiner nur mit Schwierigkeiten hätte habhaft werden können, und einem Weidmesser, das ich in der Tasche trug; beide Waffen nur für das Handgemenge brauchbar. In diesem Lande aber geht jeder Mann bis an die Zähne bewaffnet; wir begegneten auf unsrer Tour wiederholt Gestalten, die ein verzweifelt verdächtiges Aussehen hatten, wenn sie zu zweien oder zu dreien stundenlang neben unserm Wagen herritten, im Gürtel Pistolen und Handjar, über der Schulter einen Remington-Mehrlader, der aus dem letzten Kriege stammte. Offenbar standen die Chancen für uns nicht günstig, wenn Kampf die Losung wurde, und die Aussicht, in die Gewalt der Angreifer zu fallen, war nicht gerade sehr erheiternd. Indessen verließen wir uns auf unser gutes Gewissen und die Zuverlässigkeit unsers Hussein, der in diesen Gegenden sehr bekannt war, und zu dessen Redlichkeit und Treue wir ein unbegrenztes Vertrauen hegten. Unser einziges Heil bestand im Fall eines Überfalls offenbar in der Schnelligkeit unsrer Pferde und in der Geistesgegenwart des Kutschers, die wir noch erproben sollten.

Thatsächlich ist uns auf der ganzen Fahrt, die uns in die einsamsten Gegenden, fern von jeder menschlichen Hilfe, geführt hat, niemals eine Fährlichkeit begegnet. Freilich nach unsrer Rückkehr schüttelte man bedenklich die Köpfe, als man von unsern Fahrten vernahm, und verhehlte nicht, daß das ganze Unternehmen leicht hätte übel verlaufen können. Denn es giebt aus den Kriegszeiten her noch viel zurückgebliebnes Gesindel in Bulgarien, insonderheit die

verrufnen Baschibozuks, zu deutsch Tollköpfe, früher die türkischen Polizeisoldaten, die jetzt als Vieh- und Pferdehirten ihr Dasein fristen und wohl noch manche ihrer frühern räuberischen Gewohnheiten beibehalten haben. Indessen die bulgarische Gendarmerie ist zahlreich, gut beritten und sehr thätig, sodaß man jetzt seltner von Raubanfällen hört, die also auch in diesen Ländern in das Gebiet der schönen Erinnerungen zurücktreten.

Es ist Mitternacht vorüber, als wir Dolni Monastir, d. i. Kloster im Thal, erreichen: ärmliche, schilfgedeckte bulgarische Häuser an der Straße, wenig einladend für ein Nachtquartier. Links seitwärts, hoch oben, erglänzen im Mondenschimmer die Kuppeln eines Klosters, es ist Gorni Monastir, das hohe Kloster, im Jahre 1877 Hauptquartier des Großfürsten Thronfolgers. Nun senkt sich die Straße steil abwärts in eine wildromantische Schlucht, dem schroffen westlichen Abfall durch Sprengungen abgetrotzt, links ein niedriges Parapet, das uns vorübergehend gegen Absturz sichert. Immer wilder und zerklüfteter wird das Gebirge, wir nähern uns dem östlichen Thalrande der Jantra, einer der mehrerwähnten Terrassenstufen Meister Vulkans. Plötzlich öffnet sich das Thal, die Felswände weichen zurück, Lichter blitzen auf, die Arkaden einer hohen Brücke werden links sichtbar, Hussein läßt die Peitsche knallen, und in schlankem Trabe streben wir dem wohlverdienten Nachtquartier zu. Es ist zwei Uhr nach Mitternacht, die Mondscheibe neigt sich dem westlichen Horizont zu, als wir die Brücke passieren und gleich darauf bei dem Han vorfahren.

Wir sind trotz der späten Stunde erwartet worden und werden in einem großen Saale untergebracht; auf beiden Stirnseiten Fenster, in denen Scheiben fehlen, sodaß sie einen lebhaften Luftzug über unsre

Lagerstätten herstellen; einige vorgehängte Kleidungsstücke helfen dem Übelstande einigermaßen ab, und wir versuchen zwei Stunden zu schlafen, denn um fünf Uhr schon fährt Hussein mit seinen unermüdlichen Pferden vor. Diese haben in einer offnen, oben zur Hälfte notdürftig eingedeckten Hürde drei Stunden gerastet, ein mageres Futter zu sich genommen und erscheinen trotzdem so frisch, als ob sie den Tag zuvor in gutem Stalle gestanden und nicht 54 Kilometer zurückgelegt hätten.

Die Sonne steht schon hoch über dem Horizont, der hier durch den schroffen rechten Thalrand der Jantra abgeschlossen ist; ein imponierender Anblick, der uns die Erwägung nahe legt, wie leicht es für die Türken gewesen wäre, den Russen den Übergung über die Jantra zu wehren. Ein paar Geschütze oben auf dem Thalrande und einige hundert Gewehre hätten hingereicht, die Brücke gegen ein Armeekorps zu verteidigen, denn die linke Thalwand des Flusses senkt sich ganz allmählich und bietet auf drei bis vier Kilometer Entfernung nicht die Spur einer Deckung. Der Angreifer wäre also gezwungen gewesen, diesen langen Abhang unter den ungünstigsten Verhältnissen zu passieren, um unter schweren Opfern bis zur Brücke vorzugehen, und dann harrte seiner noch der Übergang und die Ersteigung einer schroffen Thalwand von 180 Meter Erhebung, ein hartes Stück Arbeit unter dem Feuer des wohlgeborgnen Verteidigers.

Bei dem Mangel zuverlässiger Nachrichten von der türkischen Seite sind wir auf Kombinationen angewiesen, um diese Unterlassungssünde zu erklären. Es heißt, eine türkische Division sei schon von Ruszuk her auf dem Wege nach Bjela gewesen, habe aber infolge einer Depesche des türkischen Botschafters in Wien Befehl zur Umkehr erhalten. Diese Depesche soll den schon vor acht Tagen thatsächlich erfolgten

Donauübergang als eine Täuschung, d. h. ein Manöver bezeichnet und auf die eigentliche Übergangsstelle bei Oltenitza, halbwegs Ruszuk-Silistria, hingewiesen haben. Diese diplomatische Mitteilung in einem Augenblicke, wo bereits die gesamte Operationsarmee von vier Korps den Donauübergang bei Sistow vollzogen hatte, soll also die Veranlassung geworden sein, daß die einfachsten, auf der Hand liegenden militärischen Maßregeln zur Abwehr des in der nächsten Nähe vordringenden Feindes unterblieben sind! In diesem Falle hätte die feindliche Diplomatie den Russen einen Dienst von unschätzbarem Werte geleistet, denn mit Sicherheit hatten diese auf einen schwer zu überwindenden Widerstand an der Jantra gerechnet, und mit frohem Erstaunen mag die Nachricht begrüßt worden sein, daß die voraustrabende Kavallerie unangefochten die Jantrabrücke passiert und den jenseitigen Thalrand gewonnen habe; erst im Bereich der Festung Ruszuk gewann man Fühlung mit dem Gegner.

Das Städtchen Bjela auf dem jenseitigen, d. h. rechten Jantraufer gelegen, wird von der Straße nur an seinem nördlichen Ausgang berührt und gruppiert sich höchst pittoresk an der schroffen Thalwand; hier hatte Kaiser Alexander eine kurze Zeit sein Hauptquartier aufgeschlagen, und er erließ von hier aus am 1. August nach der zweiten unglücklichen Schlacht von Plewna die Befehle für die Mobilisierung der Garden und Grenadiere, deren Eintreffen in der ersten Hälfte des Oktober die entscheidende Wendung des Krieges zu Gunsten der Russen herbeiführen sollte.

Die Jantrabrücke setzt auf dreizehn Pfeilern über das ziemlich breite, wenn auch jetzt nur eine schmale Wasserrinne zeigende Flußbett; es ist eine solid gebaute massive Chausseebrücke, die einzige in solchen Dimensionen hergestellte, die ich in Bulgarien gesehen habe. Sie ist das Werk eines einfachen bulgarischen

Handwerkers, dem Midhat Pascha den Bau anvertraut hatte, und der dieses Vertrauen glänzend gerechtfertigt hat. Da die Türken unbegreiflicherweise unterließen, diesen wichtigen Übergang zu zerstören, so sind die Vorzüge seiner Solidität lediglich den Russen zu gute gekommen, denn über diese Brücke führte die Verbindungslinie von Sistow nach den Stellungen der Armeeabteilung des Großfürsten Thronfolgers, und eine auch nur zeitweilige Unterbrechung dieser unendlich wichtigen Kommunikation hätte zu verhängnisvollen Konsequenzen Veranlassung geben müssen.

Als die Russen im September gegen die Jantralinie zurückwichen, trat die hohe Bedeutung dieses Flußüberganges in den Vordergrund, und man beschloß ihn durch Anlage eines ausgedehnten Brückenkopfes auf der Höhe des rechten Thalrandes zu sichern, eine Maßregel, die bisher unbegreiflicherweise sowohl an dieser Stelle als auch bei Sistow unterblieben war. Die Ungunst des Geländes, dessen Ansteigen gegen Osten sich noch weit jenseits des Thalrandes hin erstreckt, zwang zur Anlage von so zahlreichen und so ausgedehnten Befestigungen, daß eine Art von verschanztem Lager entstand, zu dessen wirksamer Verteidigung ein volles Armeekorps kaum ausgereicht haben würde; glücklicherweise blieb den Russen die Probe auf das Exempel erspart.

Auf dem linken Ufer des Flusses steht nur die spärliche Häusergruppe der an beiden Seiten der Straße gelegnen Hans, und von diesem Punkte aus beginnen wir am 17. Juli um sechs Uhr früh unsern zweiten Reisetag, der uns bis an den Fuß des Balkans führen sollte, 65 Kilometer Gebirgsstraße.

Die Chaussee ersteigt von der Brücke aus in einer schnurgeraden, fast unabsehbaren Linie den linken Thalrand der Jantra und zwingt unsre braven Pferde

zu ungewohnt langsamem Tempo. Die Sonne steht glücklicherweise genau in unserm Rücken, rings umher spärlicher Anbau, keine Spur von menschlichen Wohnungen. Zu beiden Seiten der Straße begleiten uns seit Rustschuk, in regelmäßigen Abständen von etwa einem Kilometer, steinerne Pfeiler von Mannshöhe, deren Zweck ich mir nicht erklären konnte. Wieder wird der neben dem Gefährt marschierende Hussein ausgeforscht, und es gelingt allmählich, aus seinem polyglotten Kauderwelsch folgendes zu entnehmen. Als Sultan Abdul Aziz, derselbe, der im Jahre 1876 von der Weltbühne verschwand, auf den Thron gestiegen war, beschloß er, eine Huldigungsreise durch seine Staaten zu unternehmen, und die Paschas der Provinzen wurden angewiesen, eine Art von Triumphstraße herzurichten. So entstand denn von Trnowa bis Rustschuk die doppelte Reihe von Steinpfeilern, die die via triumphalis begrenzten, auf der sich die grandiose Karawane des ottomanischen Herrschers bewegte. Für diesen vorübergehenden Zweck wurden zahlreiche Flußübergänge geschaffen, die nachher sofort wieder verfielen, weil kein Mensch mehr Sorge für ihre Erhaltung trug, Wegengen wurden beseitigt oder erweitert und eine Arbeit geleistet, die, wenn dauernd unterhalten, zu einem unbeschreiblichen Segen für das damals jeder guten Verkehrsstraße entbehrende Land geworden wäre. Hier haben wir ein grelles Spiegelbild orientalischer Schöpfungen; ihr ephemeres Dasein wird nur noch von den stummen Überresten der vergangnen Herrlichkeit bezeugt, deren Bedeutung uns nunmehr klar geworden ist. Diese Steinpfeiler der großherrlichen via triumphalis erscheinen mir als die Wahrzeichen des mohammedanischen Orients im Gegensatz zu denen der europäischen Zivilisation. Dort die flüchtige Laune eines allmächtigen Einzelwesens, hier das stetige Zusammenwirken der Gesamtheit zur Wohl-

fahrt des Menschengeschlechts durch Schaffung zahlloser segenspendender Einrichtungen und dem Gesamtwohl dienender Werke Ich hege die feste Überzeugung, daß der mohammedanische Orient, so lange er unter der Herrschaft der Osmanen steht, niemals für die abendländische Kultur gewonnen werden kann, weil die herrschende Rasse überhaupt kein Verständnis für die Ziele unsrer Zivilisationsbestrebungen besitzt. — Die seltnen Persönlichkeiten unter den Osmanlis, die einen Hauch von abendländischem Geiste in sich verspürten und in Thaten umzusetzen versuchten, die „thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten," hat man von je erdrosselt oder verbannt. Ein solcher Antrieb war es, der sich in Midhat Pascha ankündigte, und dem die Kunststraße ihr Dasein verdankt, die heute zur segenspendenden Verkehrsader der Provinz geworden ist, ein Erzeugnis abendländischen Geistes mitten zwischen den Merkzeichen mohammedanischer Herrscherlaune. Und welchen Lohn haben die Bestrebungen des hochgesinnten, verdienstvollen Mannes gefunden? Die Verbannung bewahrte ihn vor einem härtern Lose, das so vielen andern vor ihm bereitet worden ist, die es gewagt hatten, Reformen und Wandlungen anzustreben, für die der Osmane absolut unzugänglich ist und seiner Natur nach ewig bleiben wird.

7

Die Höhe ist erreicht, und in scharfer Wendung nach links nimmt die Straße die Richtung gegen Mittag; ein neuer Horizont thut sich auf, und zum erstenmal erblicken wir im fernen Süden die herrlichen Umrisse eines Hochgebirgs. Es ist der Balkan, der uns bei der klaren und durchsichtigen Luft sogleich in seiner ganzen Großartigkeit gegenübertritt, ein überwältigender Anblick! Rechts im Südwesten der mächtige Gebirgsstock des Chodza-Balkan mit den beiden Einschnitten des Trojan- und des Rosalitapasses, daran sich anschließend die scharf gezeichneten Umrisse des Schibka-Balkans mit dem berühmten Paß, gerade vor uns im Süden der Trawna-Balkan mit dem Trawna- und Hainkiöjpaß; endlich weiter links im Südosten die dunkle Masse des Elena-Balkans mit der Linie des Twardit̄zapasses. Über diesem Gebirgsstock steht jetzt das Tagesgestirn und läßt den uns zugewendeten Nordabhang im Schatten, während die höchsten, in die Schneeregion hineinragenden Gipfel die Sonnenstrahlen begierig auffsaugen und in wunderbaren Farbentönen zurückwerfen. Das ganze weite Gelände zwischen dem Gebirge und unserm Standpunkt ist in einen Sonnendunst gehüllt, der über die Entfernung täuscht und die Kette des Hochgebirgs in greifbare Nähe rückt, während in Wirklichkeit die Luftlinie zwischen dem nächsten Gipfel und unserm Standpunkt achtzig Kilometer beträgt.

Die Sonne versendet glühenden Brand, kein lebendes Wesen regt sich in unsrer Nähe, nur bunte Vögel, von der Größe unsrer Meisen, haben sich zu Hunderten auf den die Straße begleitenden Telegraphendrähten niedergelassen, denn kein Baum bietet sich ihnen als Ruhesitz dar. Das Gelände ist mit feinem weißen Staube bedeckt, der unserm Wagen wie die Dampfwolke einer Lokomotive folgt und sich allmählich über das Gefährt und die Pferde verbreitet; in steilen Serpentinen steigt die Chaussee in das Jantrathal hinab, und wir nehmen unsern Weg in dem ausgetrockneten Flußbette selbst, dessen feingesiebter Kieselgrund eine mühelose und staubfreie Bewegung erlaubt; so erreichen wir Kosna, ein größeres bulgarisches Dorf mit weit auseinandergestreuten, ärmlichen Häusern, das sich an dem linken Thalrand der Jantra hinstreckt. Dort erquickt Menschen und Pferde eine köstliche, dem Felsen entsprudelnde Quelle, ein unbeschreiblicher Genuß auf dieser glühenden, staubgetränkten Fahrt. Es gilt nun den steilen Thalrand emporzuklimmen, um die Straße wieder zu gewinnen, die hoch oben mit ihren Telegraphenstangen zu uns hernieder blickt; eine trostlose Aussicht für unsern Hussein und seine braven Pferde. Doch schon sitzt er auf seinem gewohnten Thron, läßt seinen Lockton erschallen, und mit unermüdlichem Eifer traben die trefflichen Rosse auf die steile Wand los. Mit dem ersten Anlauf haben wir schon den halben Anstieg erklommen; dort verlassen wir den Wagen und ersteigen auf einem Saumpfad die Höhe, während Hussein der langsamer sich emporwindenden Serpentine folgt. Die Straße ist gewonnen, und nun geht es in schlankem Trabe unsrer Mittagsstation entgegen, die wir um zwölf Uhr erreichen; es ist Kočina, halbwegs Bjela-Trnowa. Dort wird auf schattenspendender Veranda ein fröhliches Mahl eingenommen und eine zweistündige Rast gehalten. Dann geht es weiter nach Süden, und

um drei Uhr halten wir auf dem nördlichen Thalrande des Russitzabaches, der, von Selvji kommend, der Jantra zufließt. Fünf Kilometer westlich von unserm Standpunkt überschreitet bei Nikup-Stari die von Sistow herkommende Straße die Russitza.

Hier war es, wo Gurko am 7. Juli 1877 seine Dispositionen für den Vormarsch seiner Kavallerie auf Trnowa traf. Die Türken hatten in unbegreiflicher Sorglosigkeit sämtliche Übergänge des Russitzabaches den Russen ohne Verteidigung und unzerstört preisgegeben, sodaß die Kavallerie Gurkos an drei Stellen zugleich mühelos das starke Hindernis überschreiten und auf Trnowa vorrücken konnte. Es scheint, daß die türkischen Truppen in Trnowa von der Nähe des Feindes keine Ahnung gehabt haben und vollständig überrascht worden sind. Nur so ist ihr Verhalten zu verstehen, das militärisch im höchsten Grade zu tadeln war. Man mußte doch voraussetzen, daß eine Invasionsarmee, die seit dem 3. Juli versammelt auf dem rechten Donauufer stand, dort niemals thatenlos verharren, sondern sich nach allen Richtungen ausbreiten werde. Trnowa aber war offenbar einer der Zielpunkte für die Vorwärtsbewegung und hatte außerdem als die alte Hauptstadt Bulgariens eine politische Bedeutung. Und dieser so wichtige Punkt wurde dem Feinde ohne ernsthaften Widerstand überlassen; das Verhalten der türkischen Truppen beweist, daß ihr Führer keinerlei Weisungen erhalten haben kann, die ihn über den Zweck seiner Anwesenheit in Trnowa oder die zu ergreifenden Maßregeln unterrichteten.

Wir nähern uns der Stadt von Norden her. Bei Polikrat beginnt der strenge Gebirgscharakter, die Straße schiebt sich bald wieder in das Jantrathal ein; hohe, schroffe Bergwände treten dicht an den Fluß und bilden ein Eingangsthor, als dessen Wächter zwei Klöster, Sweti Preobratschensk und Sweti Troica,

auf den Bergeszinnen thronen. Ihre Kuppeln erglänzen in den Strahlen der Sonne, während das Thal selbst in dunkle Schatten gehüllt ist. In mühsamen Serpentinen erklimmt die Chaussee den westlichen Thalrand, die schroffen Abstürze sind auf beiden Seiten mit dunkelm Wald bekleidet, aus dem wildromantisch Felskolosse heraustreten; durch sie windet sich die Straße, hier ein riesiges Felsenthor passierend, dort auf schwindelnder Höhe über einen Gießbach setzend. Tief unten im Grunde das schmale Silberband der Jantra, in der Höhe ein Streifen tiefblauen Himmels. Um vier Uhr haben wir endlich den Gipfel erreicht, ein einfaches Holzthor kündigt die Nähe menschlicher Wohnungen an, nur noch wenige Schritte, und wir fahren in Trnowa ein.

8

Die alte bulgarische Zarenstadt möchte ich einer Ansiedlung von Mauerschwalben vergleichen, die ihre luftigen Nester an ein Felsgemäuer geklebt haben. Die Straßen liegen nicht neben, sondern unter einander; die Häuser sind an und in die Felsen gebaut, zahllose Treppen verbinden die Terrassenstufen, die sich, vielfach gegliedert, bis zur Jantra hinab erstrecken und jenseits in ähnlichen Formen wieder emporsteigen, ein überaus malerischer Anblick.

Als Wohnplatz macht Trnowa einen äußerst ungünstigen Eindruck. Der Verkehr in der Stadt ist wegen des Terrains unglaublich beschwerlich und weitläufig. Diese Ungunst steigert sich noch für militärische Verhältnisse, und doch waren die Russen gezwungen, Trnowa zum Sitz des Hauptquartiers und zum Zentralpunkt der militärischen Operationen zu wählen; das blieb es auch dann, als der Großfürst Oberkommandierende nach der zweiten unglücklichen Schlacht von Plewna seinen Aufenthalt nach Gorni Studen zurückverlegt hatte. Trnowa ist der Knotenpunkt sämtlicher Heerstraßen, die Bulgarien durchziehen, und aus diesem Grunde von großer militärischer Bedeutung. Von Norden her münden die südlich von Polikrat vereinigten Straßen von Sistow und Ruszuk, von Osten her die von Rasgrad, Osman-Bazar und Schumla

kommenden ziemlich fragwürdigen Wege über Cairkjöi, Tschesarewo und Zlataritza ein, von Süden her die nach den Balkanpässen führenden Chausseen von Elena und Gabrowa, hart südlich von Trnowa bei Dibeletz sich gabelnd; endlich von Westen her die große Midhat Pascha-Chaussee von Lowtscha und Selvji kommend, die den gesamten Verkehr von Sofia-Orchanje über Plewna vermittelt. Der Besitz von Trnowa war also für die Russen eine unbedingte Notwendigkeit, und die Aufgabe dieses Punktes gleichbedeutend mit dem Rückzug auf das linke Donauufer. Es liegt nun auf der Hand, daß die Verteidigung von Trnowa gegen Süden auf dem Besitz der Balkanpässe beruht; dennoch ist im russischen Hauptquartier zeitweilig die Räumung des Schibka ins Auge gefaßt worden, so tief stand im August dort der Stimmungsbarometer. Die Charakterfestigkeit des Oberkommandos hat die Russen vor dieser Katastrophe bewahrt, und die heroischen Kämpfe vom 21. bis 26. August und vom 17. September haben alsdann nicht allein unverwelkliche Lorbeeren um die Feldzeichen der tapfern Verteidiger des Passes gewunden, sondern auch das tief gesunkne Vertrauen auf die eigne Leistungsfähigkeit wieder gehoben. Hierin liegt die große Bedeutung der ewig denkwürdigen und in ihrer Art einzig in der Kriegsgeschichte dastehenden Kämpfe um den Schibkapaß, dessen Besichtigung mein nächstes Reiseziel war.

Wie schon erwähnt, wurde Trnowa am 31. Juli vom Armeehauptquartier geräumt, aber es blieb dauernd der Sitz des Generalkommandos des achten Armeekorps, des Generalleutnants Radetzki, der von hier aus die Truppenbewegungen auf seiner von Selvji bis Elena ausgedehnten Balkanfront anordnete. Es mögen bange Tage und Wochen gewesen sein, die der brave alte Herr hier verlebt hat, während er von allen Seiten bedrohliche Nachrichten empfing, überall hin

Verstärkungen entsandte, sodaß das Korpshauptquartier zeitweilig ganz von Truppen entblößt war. Dazu die geschilderte Beschaffenheit der Stadt, die militärisch kaum ungünstiger gedacht werden kann und sich auch für Unterbringung von Truppen, insonderheit von Pferden, gar nicht eignet.

Schon bei der ersten Besetzung Trnowas durch die Kavallerie Gurkos am 7. Juli erwies sich die Unübersichtlichkeit der Stadt als verhängnisvoll, und zwar erstaunlicherweise für die Türken, die erst tags zuvor, wie es scheint von Elena her, in Trnowa eingetroffen waren und in gewohnter Sorglosigkeit keinerlei Geländeerkundungen vorgenommen hatten. So geschah es, daß die türkische Infanterie bei ihrem übereilten Abzuge auf eine falsche Straße geriet und statt nach Elena auf Eski Dzuma, d. h. in östlicher Richtung, zurückging und dadurch dauernd ihrem Kommandoverbande entzogen wurde. Die Russen waren besser orientiert, denn sie hatten einen vortrefflichen Wegweiser in der Person des Fürsten Tscheretelew, der bis zum Ausbruch des Krieges der Botschaft in Konstantinopel attachiert, jetzt als Unteroffizier einem russischen Kavallerieregiment zugeteilt war. Die gründliche Terrainkenntnis dieses Herrn, die er durch zahlreiche Reisen auf dem voraussichtlichen Kriegsschauplatz erworben hatte, ist den Russen von dem größten Nutzen gewesen; er führte die Spitze der russischen Reiter am 7. Juli sicher durch das Straßengewirr Trnowas zur Jantrabrücke, die sofort besetzt wurde. Er ist es auch gewesen, der die berittnen Pioniere Rauchs auf den Hainkiöjpaß geleitete, der seitdem von den Türken Hain Boghaz, Fußtritt des Verräters, genannt wird.

Wir rasteten in Trnowa von vier bis sechs Uhr in einem entsetzlichen bulgarischen Han, wo so gut wie gar nichts Genießbares zu haben war, und wir auf unsre Provisionen angewiesen waren. Die Rück-

wand der Gaststube bildete im eigentlichsten Sinne der Fels; die Straße vor dem Hause war so schmal, daß unsre drei Pferde kaum Raum hatten und an ein Ausweichen nicht zu denken war. Die Weiterfahrt führte in steilen Serpentinen den Felsabhang hinunter zunächst zum Westausgang der Stadt, wo sich die Straße nach Selvji abzweigt, sodann durch die unglaublich enge und düstre Vorstadt Marianopoli in südlicher Richtung nach Dibeletz zur großen Straßengabel Elena-Gabrowa. Hier steht in echt orientalischer Umgebung ein monumentaler Brunnen, wo wir nach ermüdender Fahrt durch das Straßenlabyrinth eine halbstündige Rast hielten. Auf dem dreieckigen Platz ein überaus malerisches Bild, das an alttestamentarische Szenen erinnerte. Maultiertreiber mit ihren hochbeladnen Tieren am Steintrog, bulgarische und türkische Weiber mit Wasserkrügen auf den meist umhüllten Köpfen, hochgewachsene Bulgaren plaudernd und rauchend dazwischen, zweirädrige Wasserkarren mit Eseln davor. Dazu die wildromantischen Straßenengen gegen Südost und Südwest: ein unvergeßlicher Eindruck.

Unsre braven Pferde hatten seit dem vorangehenden Nachmittage, also in vierundzwanzig Stunden, über hundert Kilometer Gebirgsstraße zurückgelegt und gaben zum erstenmal Zeichen von Müdigkeit zu erkennen. Dennoch wollte uns Hussein noch an demselben Abend bis Gabrowa fahren, das heißt noch vierunddreißig Kilometer unter besonders erschwerenden Verhältnissen, denn die Straße zwischen Trnowa und Gabrowa hat nicht bloß schroffe Steigungen, sondern ist auch in einem sehr schlechten Zustand. Es wurde deshalb beschlossen, heute nur bis Drenowa zu fahren und am frühen Morgen des folgenden Tages von dort aus den Schibka zu ersteigen, ein Entschluß, der sich in jeder Beziehung als gut erwies, denn wir erreichten Drenowa in der That erst

um elf Uhr abends und mit den letzten Kräften unsrer ausgezeichneten Pferde.

Wieder hatten wir eine herrliche Fahrt bei Mondenschein in der wildzerklüfteten Schlucht der Drenowska, in die die Straße etwa sechs Kilometer südlich von Dibeletz eintritt, in zahllosen, steil auf- und absteigenden Schlangenlinien zu der Wasserscheide zwischen Drenowska und Jantra, und dann wieder in das Thal des letztern Flusses hinab. Wir legten einen großen Teil des Weges zu Fuß zurück, indem wir auf Steintreppen die einzelnen Terrassenstufen abschnitten, die das Gefährt auf langwierigen Kurven umschiffen mußte. In der einsamen, lautlosen Nacht tönte das Schellengeläut der Pferde bald über bald unter uns an unser Ohr und gab uns die erfreuliche Sicherheit, daß unser wertvolles Transportmittel noch nicht abgestürzt sei, sondern sich noch in rollendem Zustande befinde. Endlich um zehn Uhr verkündete das Auftauchen spärlicher Lichter die Nähe menschlicher Wohnungen. Wir steigen in den harrenden Wagen, passieren auf hochgeschwungner Brücke einen wilden Gebirgsbach und fahren in Drenowa ein. Das kleine, aber betriebsame Balkanstädtchen zeigt unsäglich enge, steile, mit Rollsteinen gefüllte Straßen, auf denen unsre erschöpften Pferde noch eine lange Strecke hinstolpern müssen, bevor der ersehnte Han erreicht ist, wo sie einige Stunden der Ruhe pflegen sollen.

Wir aber sitzen in der köstlichen Mondnacht noch lange in anregendem Gespräch auf der Veranda des Hans, in die ein Granatbaum seine Früchte und Zweige hineinstreckt. Das Schreibgerät wird hervorgeholt, und während mein praktischer Genosse herrlichen Thee bereitet, werfe ich die letzten Eindrücke in hastigen Zügen auf das Papier, damit sie der Heimat und den Meinigen einen Gruß bringen vom Fuße des Balkan.

9

Am Mittwoch, dem 18. Juli, einem für diese Gegenden denkwürdigen Tage, begannen wir den Aufstieg zu dem einst so vielgenannten Schibkapaß. Die Strecke von Drenowa bis Gabrowa, achtzehn Kilometer Entfernung, sehr schmal, sehr steil, aber in wegsamerem Zustande, wird in drei Stunden zurückgelegt, sodaß wir um 9 Uhr morgens in Gabrowa eintreffen; hier wird ein Führer mit zwei türkischen Gebirgspferden engagiert und vorausgesandt, wir selbst folgen mit unserm von allem Gepäck erleichterten Wagen um 11 Uhr und sind um Mittag am Cervenibreg, wo am Anfang der eigentlichen Paßstraße die erste Karaula, d. h. Wachthaus, steht. Ein recht freundlich aussehender Han hat sich zum Nutzen der Schibkapilger hier angesiedelt und spendet uns erfrischendes Labsal, und zwar köstlich kaltes Bier aus einer bayrischen Brauerei, ein Genuß, den wir an diesem Punkte kaum vermutet hatten. Die kleinen Balkanpferde werden vorgeführt, die primitiven Steigbügel mit Hilfe von Bindfaden annähernd verpaßt, wir besteigen unsre Saumrosse und beginnen den Anstieg des Passes.

Die genannte erste Karaula, der Anfangspunkt der eigentlichen Paßstraße, liegt auf einer Höhe von 476 Metern, die Paßhöhe selbst am Sweti Nikolafelsen, auf 1100 Meter über dem Spiegel des Schwarzen

Meeres, die Entfernung beider Punkte von einander beträgt genau fünfzehn Kilometer, auf der Straße gemessen, die Durchschnittssteigung ist annähernd 1:25, also nicht besonders erheblich; indessen darf nicht übersehen werden, daß sich die Steigung nicht auf die ganze Längenausdehnung gleichmäßig verteilt, sondern auf einzelnen Punkten sehr bedeutend, bis auf 1:12, wächst und an andern Strecken beinahe ganz verschwindet. Ganz erheblich schroffer gestaltet sich dagegen der Abstieg in das Rosenthal zum Dorfe Schibka hinab, das auf 625 Meter Meereshöhe, aber in der Luftlinie nur fünf Kilometer von Sweti Nikola entfernt liegt, sodaß sich das Steigungsverhältnis auf 1:10 stellt. Wenn man nun in Betracht zieht, daß der Zustand der Straße im Jahre 1877 nicht annähernd mit dem jetzigen verglichen werden kann, so wird es begreiflich, daß die Überschreitung des Passes im Januar 1878 selbst dann noch für die Russen mit ungeheuern Schwierigkeiten verknüpft war, als nach der Gefangennehmung Vessel Paschas am 9. Januar jede feindliche Gegenwirkung aufgehört hatte. Damals hatte die gesamte, heute ziemlich breite, überall fahrbare Straße den Charakter eines Saumpfades und war für den Transport von Geschützen und Kriegsfahrzeugen insbesondre auf dem südlichen Abstieg absolut ungeeignet; noch heute gilt dieser Teil der Straße nur in beschränktem Maße für fahrbar, doch habe ich nicht den geringsten Zweifel, daß es unserm vortrefflichen Hussein mit seinem erprobten Gespann gelungen sein würde, uns noch an demselben Tage bis Kasanlyk zu schaffen. Zu meinem großen Bedauern hatte ich mich durch die Schauermären von der Unwirtlichkeit und Unpassierbarkeit des Südhanges bestimmen lassen, den Wagen nur bis Cervenibreg zu benutzen und die Tour zu Pferde fortzusetzen, sodaß wir den so hochinteressanten Schauplatz der Kämpfe vom 8. und 9. Januar 1878 nicht an Ort und Stelle,

sondern nur von der Hochwarte des Sweti Nikola aus betrachten konnten.

Um sich nun die denkwürdigen Vorgänge vergegenwärtigen zu können, die sich zwischen dem Cervenibreg und dem Dorfe Scheinowo am Südfuß des Balkan in der Zeit vom 17. Juli 1877 bis 9. Januar 1878 ereignet haben, ist es notwendig, eine kurze örtliche Beschreibung vorauszuschicken.

Zunächst darf man sich kein Felsenthor vorstellen, das der Angreifer passieren müßte, und das daher mit Leichtigkeit vom Verteidiger zu sperren wäre. Diese Vorstellung trifft für den Schibkapaß durchaus nicht zu und würde ein Verständnis der Ereignisse unmöglich machen. In Wirklichkeit ist der Schibkapaß eine etwa drei Meilen lange, auf schmalem Berggrat hinlaufende Gebirgsstraße, auf beiden Seiten von schroffen Schluchten begleitet, die eine direkte Annäherung nur an einzelnen Punkten erlauben, und zwar nur da, wo der die Straße tragende Felsgrat durch Seitenwiderlager gestützt zu sein scheint, die in die Thalschluchten ausstrahlen. Diese der Ersteigung allein zugänglichen Punkte bildeten die Hauptgefahr für die Verteidigung, da sie eine direkte Verbindung mit den weit überhöhenden Kollateralbergrücken herstellen, die die Thalschluchten auf den Außenseiten begrenzen. Diese Bergrücken erlaubten überdies dem Angreifer, sobald es ihm gelungen war, Geschütze dort aufzustellen, die Verteidigungspositionen nicht bloß von beiden Flanken und sogar im Rücken zu beschießen, sondern auch die Straße selbst auf längere Strecken zu bestreichen, sodaß die sich dort bewegenden Truppen schweren Verlusten ausgesetzt waren. Während also die Stellung des Verteidigers wegen ihrer Tiefenausdehnung und Flankenbedrohung äußerst ungünstig genannt werden muß, erscheint sie auf der schmalen Front selbst völlig unangreifbar, denn dort schiebt sich das schroffe Felsplateau

des Sweti Nikola wie ein von der Natur geschaffnes sturmfreies, wenngleich räumlich sehr beschränktes Bastion vor die südliche Eingangspforte des Passes, das die Straße zum Ausweichen nach Osten zwingt, und jenseits von ihr ist wie zum Flankenschutz ein zweites, kleineres Felsplateau. Hart südlich von dieser Felsenburg des Sweti Nikola beginnt der schroffe Abfall nach dem Rosenthal hin, so steil und so unvermittelt, daß das Dorf Schibka am Südfuß dieses Hanges ebenso wie die zahllosen Serpentinen der sich hinabsenkenden Straße vollständig im toten Winkel liegen, d. h. vom Sweti Nikola her nicht gesehen werden können. Aus dieser in ihrer Art einzigen örtlichen Beschaffenheit erklären sich eine Anzahl von Vorgängen, die für jeden, der nicht persönlich dort anwesend war, unverständlich bleiben müssen.

Für die Zweckmäßigkeit der Anlage der Paßstraße gerade an dieser Stelle sprechen eine Menge von Umständen, deren Zusammenwirken in die Augen fällt. Vor allem liegt gerade hier zugleich eine Ermäßigung der Höhen- und der Breitenentwicklung des Gebirges vor, die es gestattet, die Paßstraße selbst auf zwanzig Kilometer zu verkürzen, während bei der Wahl eines mehr östlich oder westlich gelegnen Punktes die Länge der Paßstraße auf dreißig bis vierzig Kilometer gewachsen wäre, abgesehen von der erheblichen Zunahme der Steigungsverhältnisse. In geradem Abstand, nur hundert Kilometer von der Donau beginnend, führt die Schibkastraße die in Trnowa vereinigten Straßenzüge Bulgariens auf der kürzesten Linie in das Rosenthal auf Eski-Zara und Adrianopel, stellt somit die natürliche und direkte Verbindung zwischen dem Donauvilajet und der Hauptstadt dar, und man hätte demzufolge erwarten können, daß die Erkenntnis der hervorragenden Bedeutung dieser Hauptverkehrsader die türkische Verwaltung dazu vermocht hätte, dem Ausbau

und der Unterhaltung dieser Paßstraße und ihrer Zugänge eine besondre Fürsorge zu widmen.

Die abendländische Zivilisation, deren großartige Entwicklung mit den Bedürfnissen des Verkehrs gleichen Schritt zu halten sucht, hätte an dieser Stelle längst das Gebirge durchbrochen, und die von den mittlern Donauhäfen ausgehenden Schienenwege würden, etwa bei Selvji vereinigt, bis Gabrowa geführt und von da durch einen kaum fünfzehn Kilometer langen Tunnel auf Schibka-Kasanlyk geleitet worden sein, um von hier aus in ostwestlicher Richtung das Rosenthal zu durchziehen und einerseits über Eski-Zagra, andrerseits über Kalofer den Anschluß an die Maritzathalbahn zu gewinnen.

Diesem Kulturbilde wollen wir nun eine Schilderung gegenüberstellen, wie sie uns aus den russischen Kriegsberichten jener Tage entgegentritt. Der Zustand der Straße von Trnowa bis Gabrowa, der noch heute, wie ich aus eigner Erfahrung bezeugen kann, viel zu wünschen übrig läßt, war im Jahre 1877 so, daß Kriegs- und Verpflegungsfahrzeuge nur unter Aufwand vermehrter Zugkraft vorwärts gebracht werden konnten. Von Gabrowa ab glich die Paßstraße stellenweise einem schmalen Saumpfade, dessen Benutzung für berittene Waffen Schwierigkeiten bot, für Kriegsfahrzeuge aber ohne Herstellungs- und Verbreiterungsarbeiten völlig ausgeschlossen schien. Der Abstieg vom Sweti Nikola nach dem Dorfe Schibka ist noch heute nur für die landesüblichen Büffelgespanne passierbar, obwohl gerade hier die Arbeit der letzten beiden Dezennien gebessert hat; aber auch für Reiter ist der Abstieg auf den steilen Serpentinen immer noch außerordentlich mühselig und nur dank den sich mit unfehlbarer Sicherheit bewegenden türkischen Gebirgspferden gefahrlos.

Es ist nicht uninteressant, sich zu vergegenwärtigen, daß gerade die unbegreifliche Vernachlässigung dieser

Gebirgsstraße sich im Laufe des Feldzugs für die Türken als Vorteil erwies, denn sie verzögerte den Transport der russischen Kriegsfahrzeuge derartig, daß sich die im Januar 1878 nach der Waffenstreckung Vessel Paschas über den Schibkapaß vorgehende Hauptarmee in den ersten Wochen auf wenige leichte Geschütze beschränkt sah, die man mühsam mit Hilfe von Seilen in das Rosenthal hinabgeschafft hatte; der Nachschub der Kriegsfahrzeuge hat sechs Wochen in Anspruch genommen. Auf solchen Erfahrungen beruht die große Bedeutung eines schwierigen Gebirgsdefilees für die Operationen; das örtliche Hindernis setzt sich in Zeitverlust um, der unter Umständen bei rechtzeitiger feindlicher Gegenwirkung zu einer Katastrophe führen und einen völligen Umschwung der Kriegslage im Gefolge haben kann. Die ungeheure Überlegenheit der Russen in der letzten Periode des Krieges, sowie der Umstand, daß die Türken gleichfalls ihrer Artillerie beraubt waren, hat die erstern vor dem Eintritt einer solchen Katastrophe bewahrt, immerhin ist die russische Heeresleitung nicht von dem Vorwurf freizusprechen, den Vormarsch der Hauptarmee auf eine Gebirgsstraße gewiesen zu haben, die die Mitführung der Artillerie ausschloß.

Wir erreichten den Sweti Nikola nach einem zweistündigen Ritt um zwei Uhr nachmittags und erkletterten mit den unvergleichlichen Gebirgspferden die höchste Spitze des Felsens, eine Leistung, die sogar für Fußgänger äußerst beschwerlich gewesen wäre, denn die Steigung übertrifft fünfundzwanzig Grad und ist für gewöhnliche Pferde unbezwingbar; der stellenweise mit dünner Grasnarbe überzogne Fels war bei der monatelang dauernden Hitze natürlich spiegelglatt; indessen unsre Pferdchen erklommen die Felsenkrone ohne einen Fehltritt zu thun. Der Anblick, der sich uns in dem Augenblick darbot, als wir den Gipfel erreichten, war geradezu ergreifend und läßt sich schwer wieder-

geben; alles trägt dazu bei, den Eindruck überwältigend zu machen. Unvermittelt tritt uns eine neue Welt gegenüber, man erkennt, daß hier die Grenzscheide liegt zwischen Norden und Süden. Es ist, als ob die Natur bestrebt gewesen wäre, einen Punkt zu schaffen, der diesen Gegensatz für den Beschauer in unvergleichlicher Weise zur Erscheinung bringen sollte. Wenn Meister Vulkan bei seiner gewaltigen Arbeit diese Absicht gehegt hat, so sei ihm der Zoll ehrerbietigen Dankes nicht vorenthalten. Das Plateau des Sweti Nikola, unendlich beschränkter, als ich erwartet hatte, ist als Aussichtspunkt mit nichts anderm vergleichbar, und zumal als kriegerische Hochwacht kann ihm kein andrer Punkt auch nur entfernt an die Seite gestellt werden.

Der geneigte Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, wird gebeten, sich die kleine Mühe nicht verdrießen zu lassen, eine Karte der Balkanhalbinsel aufzuschlagen und die Lage des Schibkapasses aufzusuchen; wir befinden uns genau in der Mitte der Südseite unsers oben festgelegten Quadrats, zwischen Trojan im Westen und Elena im Osten. Der Sweti Nikola, auf dem wir in diesem Augenblick unsern Standpunkt haben, liegt wieder in der Mitte einer senkrechten Linie, die man von Gabrowa im Norden des Gebirges nach Kasanlyk im Süden zieht, von beiden Städten in der Luftlinie genau fünfzehn Kilometer entfernt.

Die Meereshöhe des Felsengipfels beträgt etwa 1150 Meter, erreicht also die Höhenlage unsrer Alpentunnel; der Südabfall des Felsplateaus, das einer Festungsmauer vergleichbar den Zugang zum Paß sperrt, überschreitet den Neigungswinkel von fünfundsiebzig Grad, nähert sich also der Senkrechten; die Erhebung über die Paßstraße beträgt etwa fünfundfünfzig Meter, dennoch haben einige fanatische Türken bei dem nächtlichen Angriff am 17. September 1877

den Felsen an dieser unersteigbar scheinenden Südwestecke erklommen und sind in die russische Batterie Nr. 2 eingedrungen. Von den Verteidigern nach kurzem Handgemenge über die Felswand wieder hinabgestürzt, blieben diese Unglücklichen, zum größten Teil schwer verwundet, in dem Dorngestrüpp hängen, das den Südabhang des Felsens bekleidet und das Erklimmen ermöglicht hatte. Man stelle sich die Lage dieser Menschen vor, die unter dem mitleidslosen Sonnenbrande in den folgenden Stunden hilflos verschmachteten; ihre verwesenden Körper haben noch lange Monate Zeugnis abgelegt von der furchtbaren Willenskraft, die sie beseelt hatte. Sie gehörten zu dem Regiment der Geweihten, d. h. den Freiwilligen, die sich von den türkischen Regimentern zum Sturm gemeldet hatten; sie hatten sämtlich den Eid auf den Koran abgelegt, die russische Stellung zu erobern oder zu sterben. Es waren ihrer etwa 2600, von denen vielleicht ein Viertel diesen furchtbaren Eid treu gehalten hat. Diese Thatsache liefert, obschon das Opfer hier zu keinem Erfolge führte, dennoch den Beweis, daß der religiöse Fanatismus noch heutigen Tages auf militärischem Gebiete nicht unterschätzt werden darf. Auf russischer Seite sind ganz ähnliche Erscheinungen zu verzeichnen.

Wir nahmen unsern Standpunkt in der eben erwähnten Batterie Nr. 2, dem höchsten Punkte des Felsplateaus, das sich natürlich in keiner Weise zur gedeckten Aufstellung von Geschützen eignet; die Herrichtung von notdürftigen Deckungsständen für die Bedienung hatte das Abteufen von Löchern im Felsen nötig gemacht; in diesen Vertiefungen fanden wir noch zahlreiche Reste von Tier- und Menschengebeinen vor.

Von dieser Stelle aus betrachteten wir das unvergleichliche Panorama, das sich unsern Blicken darbot; der Ausdruck Panorama ist allerdings nicht zutreffend, da der Umblick durch das Gebirge zu beiden Seiten

unterbrochen wird. Es bleibt also ein Ausblick nach Süden, der von dem Höhenzug des Karadja Dagh oder kleinen Balkan begrenzt wird, der das Rosenthal im Süden abschließt; und der Blick nach Norden, der völlig unbeschränkt ist, denn erst ein sehr starkes Fernglas läßt jenseits des Silberstreifens der Donau die verschwommnen Umrisse der transsylvanischen Alpen, des siebenbürgischen Grenzgebirges wahrnehmen.

Unmittelbar im Vordergrunde gegen Norden sieht man die in der Mittagssonne hell erglänzenden Fenster von Gabrowa, des Bulgarenstädtchens, das als Ausgangspunkt der Unterstützungen für den Schibka in jenen Tagen so viel genannt worden ist. Zahllose byzantinische Kuppeln erfüllen die nächste Umgebung; sie bezeichnen die Lage der Klöster, die den Nordabhang des Gebirges bedecken. Die alte Zarenstadt Trnowa bleibt unsern Blicken verborgen; aber wir schauen hinein in das Hügelmeer Bulgariens bis weit hin zu dem hellleuchtenden Streifen, den die Donau am fernen Horizonte zieht. Ein ideales Kriegstheater, das sich vor uns ausdehnt, von zahllosen Rinnsalen durchfurcht, ein Gelände, wie auserlesen für manövrierfähige Truppen. Das Tagesgestirn, ziemlich genau in unserm Rücken hoch oben am wolkenlosen Firmament prangend, wirft seine Strahlen auf dieses Hügelmeer und beleuchtet die vergoldeten Kuppeln der Kirchen und Klöster und die scharfen Uferränder der Osma und der Jantra.

Wir wenden uns nach Osten; hier wird der Fernblick durch die benachbarten Gebirgsgipfel eingeschränkt und haftet auf dem nahe gelegnen Höhenzuge des Mali Brdek, von dem aus die Türken durch Batterieanlagen die russische Stellung auf dem Sweti Nikola in Flanke und Rücken fassen konnten. Aber die Hauptgefahr für die Russen drohte von der Westseite her, wohin wir nun unsern Blick richten. Hier liegen auf

kaum fünfhundert Meter Abstand eine Reihe von Erhebungen, die die Paßstraße schon bedeutend überragen und stetig gegen Westen ansteigend in der Lissaja Gora (Roter Berg) gipfeln. Auf dieser beherrschenden Höhe, die den Sweti Nikola um fast vierhundert Meter überragt, hatten die Türken die verderbenschwangere Batterie angelegt, die den größten Teil der Paßstraße, beide Verteidigungsanlagen der Russen und das dazwischen liegende Gelände bestrich, sodaß sämtliche von Gabrowa aus vorrückenden Truppen gezwungen waren, ihr verderbliches Geschützfeuer schutzlos zu passieren. Von dieser Höhe aus hat Rassim Pascha in den Nachmittagstunden des 23. August den übermächtigen Angriff vorgetrieben, der das Häuflein der erschöpften Verteidiger an die Grenze der Vernichtung brachte. Es war in der That ein Augenblick, wie er in der Kriegsgeschichte selten vorkommt, denn er wurde entscheidend für den gesamten Feldzug. Es sei mir deshalb erlaubt, eine kurze Beschreibung einzuschieben. Es ist sechs Uhr nachmittags am dritten Sturmtage; die braven Verteidiger, sechs russische und vier schwache bulgarische Bataillone stark, sind seit zweiundsiebzig Stunden unter dem Gewehr und haben den ganzen 21. und 23. August verzweifelnd gegen eine dreifache Übermacht gekämpft. Die vordern Linien sind allmählich den Angreifern überlassen worden, und aus der letzten Stellung beginnt das Abbröckeln verwundeter und unverwundeter Soldaten, das der Vorbote des Endes zu sein pflegt. Da raffen die beiden heldenmütigen Regimentskommandeure, die Obersten Lipinski und Graf Tolstoi, noch einmal alles zusammen, was noch Kraft und Mut in sich hat, den Führern zu folgen. Mit einem Häuflein von hundertfünfzig Braven stürzen sie dem vordringenden Feinde entgegen. Dieser unerwartete Stoß bringt die Türken zum Stutzen, und als ob der Gott der Schlachten

wieder ein Zeugnis geben wollte, daß er jederzeit auf der Seite der Bravsten steht, schickt er Rettung in der höchsten Not. Es ist der Augenblick der größten Spannung; die Angreifer beginnen von neuem ihre unterbrochne Vorwärtsbewegung, die Kräfte des schwachen Häufleins der noch kampffähigen Verteidiger erlahmen, eine Katastrophe steht bevor — da vernimmt man plötzlich ganz nahe auf der von Gabrowa herführenden Paßstraße Pferdegetrappel. — Was denkt sich der Alte (Radetzki ist gemeint), daß er uns Kavallerie zu Hilfe sendet, die gar nichts nützen kann! so murmelt der tapfre Tolstoi. Da horch! Piff! paff! in der linken Flanke der überraschten Türken, ein hundertstimmiges Hurra erschallt aus russischen Kehlen, das von einem kräftigen Angriff von der Paßstraße her gefolgt ist. Es sind Schützen der vierten Brigade, nur eine Kompagnie zunächst, die auf Kosakenpferde gesetzt, den zum Tode ermüdeten Kameraden vorangeeilt ist. Nur zweihundert Gewehre stark trifft diese Unterstützung so zur rechten Zeit und am rechten Orte ein, daß ihr Erscheinen das Schicksal des Tages und damit aller Wahrscheinlichkeit nach den Ausgang des Feldzuges entscheidet. Die einbrechende Abenddämmerung, die Gunst des Geländes, die Überraschung, alles dies täuscht die Türken über die Schwäche der neu auftretenden Gegner; der Mut der erschöpften Tapfern Tolstois und Lipinskis hat sich mit einemmale wieder gehoben; ein erneuter Vorstoß gelingt, die Türken weichen bis in die zuletzt eroberte Linie zurück. Dort bleibt man sich, nur wenige Schritte von einander entfernt, gegenüber liegen, die Kräfte versagen auf beiden Seiten; so vergehen zwei bange Stunden, da trifft die Spitze der Marschkolonne der Schützenbrigade ein, mit ihr der alte Radetzki; die Gefahr ist vorüber.

Und nun ist der Augenblick gekommen, unsre Blicke

nach dem Süden zu richten. Vor uns liegt das herrliche Rosenthal mit der Silberlinie der Tundza und der Häusermasse von Kasanlyk, dem Hauptort dieser gesegneten Gegend und dem Mittelpunkt der weltbekannten Rosenkultur, die den Reichtum dieses Thales ausmacht; deutlich sind auch dem unbewaffneten Auge die regelmäßig angelegten, Geviertmeilen bedeckenden Rosengärten erkennbar. Den Hintergrund bildet der Karadja Dagh oder kleine Balkan, der in anmutigen Formen das Bild abschließt. Dicht zu unsern Füßen das Dorf Schibka, so eng an den Fuß des Berges angeschmiegt, daß wir uns über die Brustwehr der Batterie hinausbeugen müssen, um einige rote Dachfirste zu erspähen; rechts über Schibka hinaus gewahrt man Scheinowo, den Schauplatz der furchtbaren Kämpfe am 8. und 9. Januar 1878. Noch weiter rechts, d. h. westlich, wird Imedli sichtbar, der Ausgangspunkt des Saumpfades, auf dem Skobelew vom 7. bis 9. Januar die Stellung Vessel Paschas im Westen umging; auf der andern östlichen Seite zeigen sich Jenina und Gusevo, die Ausgangspunkte des Trawnapasses, den Fürst Mirski benutzte, um Vessel Pascha im Osten zu umgehen. Beide Kolonnen kamen glücklich nach furchtbaren Anstrengungen im Thal an, aber nicht gleichzeitig. Mirski schon am 7. Januar abends, Skobelew erst vierundzwanzig Stunden später. Die Folgen konnten verhängnisvoll werden, wenn Vessel Pascha seinen Vorteil verstanden hätte. Mirski griff programmmäßig am 8. an und wurde unter großen Verlusten abgeschlagen; seine Lage wäre verzweifelt gewesen, wenn ihn die Türken verfolgt hätten. Am 9. Januar um Mittag erst erfolgte der Angriff Skobelews von Imedli her mit fliegenden Fahnen und spielender Musik, ganz in der bekannten, etwas theatralischen Art des von seinen Truppen vergötterten Generals. Die Türken schlugen sich verzweifelt, und

Skobelews Erfolg wurde erst möglich durch das rechtzeitige Eingreifen des tags zuvor abgeschlagnen Mirski, dessen Erscheinen feurige Kohlen auf das Haupt Skobelews sammelte, denn es ging allgemein die Rede unter den Russen, daß dieser recht gut hätte am Tage zuvor eingreifen können, es aber vorgezogen habe, am nächsten Tage den Sieg allein zu erfechten. Das Gesamtresultat war die Waffenstreckung Vessel Paschas mit 19000 Mann an demselben Tage, wodurch der Ausgang des Schibkapasses in das Rosenthal endlich in die Gewalt der Russen gelangte.

Obgleich nun der taktische Gesamterfolg der sechstägigen Kämpfe im August unbedingt den Russen zugesprochen werden darf, deren heldenmütiges Verhalten in der Kriegsgeschichte einen ehrenvollen Platz bewahren wird, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß die Türken in ihren drohenden Stellungen in der Nähe der Nikolaposition unerschütterlich stehen geblieben sind, und daß sich aus diesen militärisch unerträglichen Verhältnissen ein Zustand entwickelte, der jeden Augenblick zu einer Katastrophe führen konnte. Der Aufenthalt auf der unwirtlichen Paßhöhe wirkte auf die Besatzung auflösend, mit dem Eintritt der Winterkälte, des übermächtigen Schneefalls, der eisigen Winde, bei der mangelhaften Verpflegung, der gänzlich ungenügenden Bekleidung, namentlich der Füße, bei der Unmöglichkeit, warme Unterkunft zu schaffen, mußten Zustände eintreten, die die Existenz der Besatzung bedrohten. Der tägliche Abgang an Kranken, Erfrornen, Vermißten übertraf sehr bald die Zahl der Opfer in den heißen Kampftagen; wir erfahren, daß die Regimenter der 24. Division in zehn Tagen auf den dritten Teil ihres Bestandes reduziert waren, ja daß das Regiment Jenisei (96) binnen kurzem auf die Kopfzahl einer halben Kompagnie zusammenschrumpfte. Im Dezember erreicht dieser

Jammer seinen Höhepunkt, es war die Periode, von der die bekannten Bilder Wereschtschagins „Ruhe auf dem Schibkapaß" erzählen. Die Qualen, Entbehrungen und Gefahren, womit die armen Dulder auf jenem eisigen Balkanpaß zu kämpfen hatten, erinnern lebhaft an die Zustände von 1812, und wenn die Natur des russischen Soldaten, die zähe Ausdauer der Heeresleitung, die für ununterbrochnen Nachschub Sorge trug, bis endlich die große Entscheidung bei Plewna gefallen war, schließlich gesiegt haben, so fragt der einsichtige Beobachter doch unwillkürlich: War es richtig, daß man russischerseits eine solche Lage fünf Monate lang bestehen ließ? Wäre es nicht möglich gewesen, die im September eintreffenden ersten Verstärkungen hierher zu dirigieren und mit einer gewaltigen Anstrengung die Türken den Südabhang des Balkans hinabzustürzen und die Stellung bei dem Dorfe Schibka am Fuße des Passes zu einer Art von Brückenkopf zu machen? Daß dies im September möglich war, scheint kaum zweifelhaft; welche ungeheure Summe von Leiden, Mühsalen und Verlusten wäre dann erspart worden!

Das waren die Gedanken, die unsre Seele erfüllten, als wir nach dreistündigem Aufenthalt auf dem Adlershorst, so hatten die Soldaten des Regiments Orel (Adler) den Nikolafelsen getauft, unsre Saumrosse bestiegen, um eine Strecke des Südabhangs hinunterzureiten. Dieser Teil unsrer Unternehmung erwies sich als höchst anstrengend und peinlich, ja geradezu körperlich schmerzhaft, und zwar durch die unnatürliche Körperhaltung, zu der man genötigt war; bei dem steilen Abstieg geriet man jeden Augenblick in Gefahr, vornüber zu stürzen, wenn man nicht den Oberkörper ganz hintenüber legte und die Füße vorwärts streckte, indem man sie fest gegen die viel zu kleinen und fragwürdigen Steigbügel stemmte; sehr bald stellten sich heftige Rückenschmerzen ein, sodaß

wir vorzogen, abzusteigen und zu Fuß zu gehen, ein wahres Labsal gegen diese Reitbewegung. An der zweiten Biegung der Straße genossen wir noch eines weitern Ausblicks in das herrliche Rosenthal und wendeten uns dann nach dem Nikola zurück, von wo aus wir gegen sechs Uhr die vierte Karaula erreichten, jetzt ein Wirtshaus, genau in der Mitte zwischen dem Sweti Nikola und der Zentralhöhe gelegen; auch hier floß eine eiskalte Gambrinusquelle, die uns nach dem auf dem Nikolafelsen ausgestandnen Sonnenbrande köstlich mundete.

Im Schatten der bekannten Veranda behaglich sitzend, lassen wir die Kriegsbilder vor unserm Geiste wieder erstehen. Dicht zu unsern Füßen liegt der Punkt, wo die Jantra ihren Ursprung nimmt; diese Jantramulde reicht fast bis an die Straße heran, ist durchgehends mit tiefdunkeln Föhren bestanden und hätte daher einen Hauptannäherungsweg für die türkischen Angreifer bilden können, dennoch ist gerade diese Stelle niemals dazu benutzt worden, wiewohl sie weit mehr Chancen bietet als die weiter nördlich gelegnen Mulden, die zum Teil des deckenden Waldwuchses entbehren.

Mit den letzten Strahlen der hinter der mächtigen Tschufutgruppe verschwindenden Abendsonne kehrten wir dem ergreifenden Bilde der denkwürdigen Örtlichkeiten den Rücken und erreichten auf dem Rückwege wieder die erste Karaula, das zeitweilige Hauptquartier des alten Radetzki; die letzte Wegstrecke, vom Telegraphenberg an, kann sich an Steile mit dem Südhange messen; wir zogen es daher vor, unsre braven Pferdchen dem Führer zu übergeben und auf den die Serpentinen abschneidenden Terrassenstufen zu Fuß Cerwenibreg zu erreichen, wo unser Wagen uns erwartet.

Welche Wonne, nach dem anstrengenden und

schmerzhaften Reiten sich nun in dem bequemen, eleganten Phaethon ausstrecken und in der Abendkühle die romantische Gebirgsstraße nach Gabrowa durchfahren zu können; unsre braven Pferdchen hatten sich an dem heutigen Ruhetage vollkommen erholt und trabten lustig mit hellem Geläut auf der neuhergestellten Chaussee dahin, sodaß wir schon um zehn Uhr unser Gasthaus in Gabrowa erreichten, wo wir auf der innern, offnen Veranda ein sehr mangelhaftes und auch teures Abendbrot einnahmen; der Wirt, ein Italiener aus Welschtirol, glaubte sich alles gegen uns erlauben zu dürfen und präsentierte uns am andern Morgen eine Rechnung, die jedes Maß überschritt. Wie erstaunte der Mann, als ich ihm in seiner Muttersprache unsre Meinung ziemlich deutlich auseinandersetzte. Daraufhin sofortiger Rückzug und Abstrich auf die Hälfte, die wir denn auch zahlten, obschon auch diese Summe noch zu hoch war. Dies ist übrigens der einzige Fall der Art, der mir in Bulgarien begegnet ist, und es ist charakteristisch, daß der Schuldige ein Italiener war, dessen Neigung zur Übervorteilung der Fremden unter jedem Himmelsstrich sich gleich bleibt.

10

Am Frühmorgen des 19. Juli verließen wir Gabrowa, um über Selvji nach Lowtscha zu fahren, achtundfünfzig Kilometer Gebirgsstraße durch ein Gelände, das nicht gerade im besten Rufe wegen seiner Sicherheit stand; wir begrüßten daher eine Reisebegleitung, die sich uns am Nordthore von Gabrowa anschloß, nicht gerade mit besonderm Entgegenkommen; es waren drei Baschibozuks, bis an die Zähne bewaffnet, die teils neben, teils hinter unserm Wagen einhertrabten; sogar das immer heitere und zuversichtliche Antlitz unsers trefflichen Rosselenkers schien sich zu bewölken, wenn er seine Blicke auf die unheimlichen Begleiter richtete, die sich an unsre Fersen geheftet hatten. Die Straße nach Selvji trennt sich am Nordausgang von Gabrowa von der, die nach Drenowa führt und uns vom Tage zuvor bekannt war, jene wendet sich alsbald scharf nach Westen und klimmt einen steilen Abhang hinan, auf dessen Höhe die Russitzaquelle liegt, deren Thalmulde sie dann abwärts folgt; die gesamte Umgegend ist der Vieh- und Pferdezucht gewidmet und von zahllosen Rickzäunen erfüllt, die jedes Ausweichen seitwärts von der Chaussee absolut ausschließen; zudem war die Straße selbst auf mehrere Kilometer hin mit frischer Steinschüttung bedeckt, sodaß die Vorwärtsbewegung nur äußerst lang-

sam erfolgen konnte und für unsre armen Pferde zu einer Höllenqual werden mußte; wir zogen es also vor, zu Fuß zu gehen, immer gefolgt von unsern stummen Trabanten, deren Begleitung uns immer weniger zutrauenerweckend deuchte. Die Vormittagssonne brannte mitleidslos auf unsre Scheitel. In unserm Rücken erschienen die imponierenden Massen des Chodza- oder Haupt-Balkans, rechts nach vorn die höchst eigentümlichen Umrisse der Kotelia-Kajasi, eines scharfen Gebirgsgrats, der den rechten Thalrand der Russitza krönt; die Gegend wie ausgestorben, außer zahlreichem weidenden Vieh und Pferden kein lebendes Wesen; wir waren deshalb durchaus nicht unzufrieden, als sich unsre drei Trabanten plötzlich mit einer Handbewegung verabschiedeten und links von der Straße abbiegend in westlicher Richtung der Russitzamulde folgten, von der sich hier die Chaussee trennt, indem sie über einen zwischenliegenden Höhenkamm direkt auf Selvji führt. Wir sollten die Herren Baschibozuks indessen nicht zum letztenmale gesehen haben.

Auf dem erwähnten Höhenrücken angelangt, zeigte sich uns noch einmal die herrliche Balkankette in ihrer ganzen Ausdehnung; im fernen Hintergrund links der Elena-Balkan, weiter rechts und erheblich näher der Tschufut, an dessen Ostseite der Schibkapaß den Kamm überschreitet: diese Gebirgslücke konnten wir mit dem Glas deutlich erkennen. Uns gerade gegenüber der Chodza-Balkan, dessen Häupter ewigen Schnee tragen, endlich rechts der Trojan-Balkan, dem die Osma entfließt, die ihren Lauf stetig nordwärts nach Lowtscha richtet, dem Ziel unsrer heutigen Tagesleistung. Um zehn Uhr früh erreichten wir nach fünfstündiger, zum Teil mühseliger Fahrt Selvji, einen malerisch an den steilen Ufern der Russitza gelegnen, ziemlich ausgedehnten Ort; dort kantonnierte wohl der größere Teil der bulgarischen Artillerie, wenigstens sahen wir einen

zahlreichen Geschützpark dicht bei der Stadt aufgefahren und begegneten endlosen Pferdekolonnen, die zur Tränke geführt wurden. Die hochgewachsenen Kanoniere machten in ihren Drillichanzügen einen guten militärischen Eindruck, die Pferde erschienen auffallend klein, was jedoch zu durchaus keinem ungünstigen Rückschluß auf ihre Leistungsfähigkeit verleiten darf, denn der Pferdeschlag in diesen Gegenden ist trotz seiner geringen Körpergröße von vorzüglicher Beschaffenheit und übertrifft an Brauchbarkeit und Ausdauer bei unsäglich unzulänglichem Futter jede andre Pferdeart. Der Bulgare ist ein guter Pferdepfleger, wird aber von dem Türken hierin völlig in Schatten gestellt; der türkische Kutscher ist in seiner Art unvergleichlich, und das Verständnis zwischen ihm und seinen Pferden ist vollendet. Hussein dirigierte seine Rosse fast nur mit der Stimme; es war ein immer neues Vergnügen, das Hantieren mit seinen Pferden zu beobachten. Nun ereignete es sich, daß das kleinste dieser Pferde, das in der Windbahn ging, bei dem Passieren jener entsetzlichen Steinschüttung sich wohl einen Fuß verletzt haben mochte, es begann kurz vor Selvji zu lahmen und Spuren von Ermüdung zu zeigen. Dieser Anblick verwandelte das heitre Antlitz unsers Hussein plötzlich in ein betrübtes und besorgtes; kopfschüttelnd folgte er mit dem Blick den unregelmäßigen Bewegungen des Tieres, und mit jammervoller Geberde machte er uns auf das Unheil aufmerksam. Ich begann schlimme Vorahnungen zu hegen und war daher nicht im mindesten überrascht, als uns Hussein am Westausgang der Stadt flehentlich bat, hier Nachtruhe zu halten und erst am nächsten Tage die Reise fortzusetzen. Es entspann sich nun eine teils pantomimische, teils polyglotte Unterhaltung, die damit endete, daß ich zwei Stunden Ruhe bewilligte, und daß wir demgemäß die Fahrt um zwölf Uhr fortsetzten. Selvji ist von

Lowtscha immerhin noch sechsunddreißig Kilometer entfernt, es war daher nicht zu erwarten, daß wir unser Ziel vor sieben Uhr erreichen würden. Durch diese späte Stunde wurde die Besichtigung der Schlachtfelder vom 3. September auf dem diesseitigen Osmaufer erheblich eingeschränkt, und ich nahm mir deshalb vor, keine weitere Zögerung zu dulden.

Wider Erwarten hatten die beiden Ruhestunden unserm Patienten so gut gethan, daß wir die ausnahmsweis ebne Chausseestrecke, die vor uns lag, in schlankem Trabe durchfuhren. In dieser Gegend hatten die Russen in den ersten Augusttagen unter dem Eindruck der Besetzung Lowtschas durch die Truppen Osmans, sowie der zweiten blutigen Niederlage von Plewna Befestigungsanlagen ausgeführt, die Zeugnis ablegen sowohl von dem geringen Geschick der Disposition als auch von der mangelhaften Schulung der Mannschaften für solche Arbeiten; glücklicherweise sind diese Feldwerke niemals in die Lage gekommen, verteidigt werden zu müssen, sonst hätten die Russen die völlige Unzulänglichkeit dieser Befestigungsarbeiten teuer bezahlt. Um einhalb zwei Uhr mittags erreichten wir den Han Kraptscha Deresi, einen Punkt von so idyllischer Lage und in solche Stille gehüllt, daß mir die Dichterworte vorschwebten: „Kein Strahl der aufgeregten Zeit fiel je in diese Einsamkeit!“ Der Verlauf der Begebnisse sollte indes zeigen, daß auch in diesem vergessenen Erdenwinkel der Parteien Haß und Gunst thätig waren. In der bekannten Weise durchfährt Hussein den jähen Abhang, über den sich die Chaussee der unten liegenden Brücke über den Kraptscha Deresi zuwendet; in ungezügeltem Tempo geht es über die hölzerne Brücke, und gleich darauf halten wir zur Mittagsrast vor dem einsamen Han. Ein entzückendes landschaftliches Bild von eigentümlichem Reiz, keine Spur von Ähnlichkeit mit unsrer nordischen Gegend;

die Berghänge ohne Waldwuchs, aber mit vielfarbigen Gräsern und Erika bedeckt, zwischen denen der Fels zu Tage tritt. Krystallklar kommt der Gebirgsbach den südlichen Thalrand heruntergehüpft, drängt sich durch die schmale Brückenstelle und wendet sich gegen Osten, der nahen Russitza zueilend. In dem Kieselbett des Baches erlaben sich unsre trefflichen Pferdchen, mit denen sich Hussein, auf der Brücke stehend, in gewohnter Weise unterhält. Auf der schattigen Veranda gehen geschäftig unsre freundlichen Wirtsleute ab und zu, die unser schmackhaftes Mahl auftragen, mein treuer Reisegefährte und ich erquicken unsre ermatteten Lebensgeister durch Brauselimonade, die man hierzulande in dem ärmlichsten Wirtshause findet, und die, stets auf Eis liegend, ein köstlich Labsal bietet.

Doch jetzt wird es plötzlich lebendig; von Süden her erscheinen, den steilen Hang lässig herabreitend, die wohlbekannten Figuren unsrer drei Baschibozuks, deren Gewehrläufe im Sonnenlicht hell erglänzen, unwillkommne Gäste, ihre Wiederkunft, die so genau mit unsrer Ankunft zusammentrifft, sieht nicht ganz unverdächtig aus. Wer konnte wissen, ob nicht zwischen ihnen und unsern Wirten eine entente cordiale bestand, die unser Fortkommen ernstlich gefährdete. Gegenüber dem Fernwaffenarsenal, das unsre Freunde mit sich führten, mochten sich unsre beiden Nahwaffen, der Säbel des Majors und mein Weidmesser, ziemlich armselig ausnehmen, wenn Kampf die Losung wurde. — Jetzt waren die drei Reiter vor dem Han angelangt und schickten sich an, abzusteigen; der Wirt war hinzu getreten und führte eine leise Unterhaltung mit ihnen, die offenbar Meinungsverschiedenheiten zu verraten schien; immerhin blieb die Lage ungemütlich, und wir erwogen schon die Maßregeln, die unter sothanen Umständen am zweckmäßigsten schienen, da ertönte von der Chaussee her oberhalb der Brücke das Geräusch eines schnell-

fahrenden Wagens und zahlreicher Reiter. Bald wurde in der aufwirbelnden Staubwolke die nahende Gruppe erkennbar, ein türkisches Gefährt, in gewohnter Weise den Hang herunterjagend, eskortiert von fünf berittnen Gendarmen. Ich gestehe, daß ich die braunen Uniformen der schmucken Reiter in diesem Augenblick mit einem gewissen Gefühl der Befriedigung erschaute. Es schien, daß die Herren Baschibozuks nicht dieselben Empfindungen hegten, sondern Ursache hatten, ein persönliches Zusammentreffen mit den Gendarmen zu vermeiden; jedenfalls waren sie verschwunden, als der Wagen mit seiner Eskorte vor dem Han hielt. Mein Begleiter, der die rumänische Interimsuniform trug, wurde sofort von dem Führer der Gendarmen militärisch begrüßt, und wir waren bald darüber im klaren, welche Bewandtnis es mit dieser für uns so willkommnen Erscheinung der bewaffneten Macht hatte. Dem Wagen entstiegen zwei Herren, die den Gegenstand besondrer Aufmerksamkeit, wenn auch nicht Hochachtung für ihre Begleiter bildeten. Es waren zwei Kreaturen Stambulows, des mächtigen Staatsmanns, dessen Sturz eben den mühsam unterdrückten Haß seiner zahlreichen Feinde entfesselt hatte. Dieser Haß richtete sich natürlich auch gegen seine Beamten, die als die thätigsten Werkzeuge seiner nicht immer zartfühlenden Verwaltung galten. Zwei dieser Unglücklichen sahen wir vor uns; sie waren nach der Katastrophe ihres Herrn und Meisters aus Sofia entflohen und hatten sich bisher versteckt gehalten; jetzt, nachdem man ihren Unterschlupf aufgespürt hatte, wurden sie von denselben Gendarmen, die wenige Tage vorher zu ihrer unbedingten Verfügung gestanden hatten, als Gefangne nach Sofia transportiert. Welcher Umschwung der Glücksverhältnisse! Mit welchen Gefühlen mögen die beiden Männer auf ihre Umgebung geblickt haben! Im übrigen bemerkte ich zu meiner Befriedigung, daß die

Gendarmen sich rücksichtsvoll verhielten, während die beiden Herren in der Wirtsstube einige Erfrischungen zu sich nahmen.

Es ist mir unbekannt geblieben, welches Schicksal der beiden Gefangnen harrte; ich vermag natürlich auch nicht zu beurteilen, ob sie ihre Gewalt wirklich mißbraucht hatten, oder ob sie nur Opfer des Hasses waren, der sich nach dem Sturz gefürchteter Größen stets gegen deren Werkzeuge richtet. Aber ich empfand lebhaft den Undank des Volkes, das mit unverhohlener Freude den Sturz des gewaltigen und gewiß auch gewaltthätigen Mannes vernommen hatte. Die beiden Unglücklichen, die ihrem Schicksal entgegengeführt wurden, erschienen mir als die Vorboten des Verhängnisses, das ihres Meisters harrte; es hat sich inzwischen furchtbar enthüllt.

Unwillkürlich gedachte ich einer andern Gestalt, die acht Jahre zuvor den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gebildet hatte, der ritterlichen Erscheinung Alexanders, des ersten Fürsten von Bulgarien. Es war im Oktober 1886 in Jugenheim an der Bergstraße, wo ich zu kurzem Aufenthalt eingetroffen war, ohne eine Ahnung zu haben, daß sich der Fürst in Schloß Heiligenberg befand. Ein Zufall führte unsre Begegnung herbei, und der liebenswürdige Herr erinnerte sich sogleich unsrer frühern Bekanntschaft. Eine Einladung zu einer Plauderstunde in seinem herrlich gelegnen Arbeitskabinett, von wo aus man eines unvergleichlichen Ausblicks über die Rheinebne bis zum Donnersberg und zu den Vogesen genießt, war die Folge dieses Zusammentreffens. Der Fürst, erst vor wenigen Stunden angelangt, befand sich ganz allein in dem Schloß, kein Mitglied der Familie, kein Adjutant war um ihn, denn Fürst Alexander war damals politisch gerichtet, eine gefallene Größe. Vier Wochen vorher war er der Held des Tages gewesen;

sein tragisches Schicksal, die Art seines Sturzes, seine fünftägige Odyssee auf der Donau, sein Transport durch russisches Gebiet, seine Aufnahme in Österreich, seine Rückkehr in sein Land, die rührenden Szenen dort, der Depeschenwechsel mit dem Zaren, endlich seine Abdankung und Abreise, alle diese Begebnisse hatten noch vor einem Monat die Welt in Spannung erhalten. Aber alle Berichte über diese erstaunlichen Vorgänge konnten nach Lage der Dinge nicht vollkommen wahrheitsgetreu sein, sie konnten vor allem nicht ein klares Bild des Zusammenhangs, der innern Ursachen geben, denn einer solchen Aufgabe sind eben nur die Handelnden selbst gewachsen, ihnen aber verbieten in der Regel höhere politische Rücksichten die volle Wahrheit zu sagen, und so pflegt die Mitwelt über die leitenden Ursachen der Geschichte meist im Dunkeln zu bleiben. Diese Rücksichten konnten in jenen Stunden fallen, denn der ritterliche Fürst durfte selbstverständlich auf meine Verschwiegenheit bauen. Man wird ermessen, welchen Genuß es gewähren mußte, aus dem Munde des Hauptbeteiligten nicht bloß den Verlauf der wunderbaren Begebenheiten, sondern auch die Gründe zu vernehmen, die zu Entschließungen von weittragendster Bedeutung geführt hatten. In der Hand dieses jungen Fürsten vereinigten sich eine Zeit lang die Fäden der europäischen Politik, von seinem Entschluß, zu gehen oder zu bleiben, hing der Friede Europas ab. Er beugte sein Haupt und ging in die freiwillige Verbannung; seitdem war seine Figur von der Weltbühne verschwunden wie in einer Versenkung, und das öffentliche Interesse ging über ihn zur Tagesordnung über, obwohl noch eben erst der Held von Sliwnitza die Sympathien der zivilisierten Welt auf seine Person konzentriert, das Opfer der Felonie von Sofia, der schmählich von seinen Soldaten verratene Fürst, der Gefangne auf der Donau alle Herzen für

sich gewonnen hatte. Mit seiner Abdankung erfolgte der Umschlag; das große Publikum hatte für seinen entsagenden Entschluß nur ein verächtliches Achselzucken, und das große Publikum hatte Recht. Wer die große Bühne der Welt betritt, der muß wie Cortez seine Schiffe verbrennen. Große Ziele sind nur zu erreichen, wenn Rückzugsgedanken der Seele fern bleiben, und das Mißlingen großer Unternehmungen darf nur mit dem Opfertode des Helden abschließen. So will es die große Meisterin aller Tragik, die Weltgeschichte. Der liebenswürdige, heitere junge Fürst hat bekanntlich noch einige Jahre das Glück des Privatmannes genießen dürfen und ist in der Blüte der Jahre als solcher gestorben.

Wie anders das Ende des Staatsmanns, der mit gewaltiger Energie die Geschicke seines Vaterlandes durch eine Welt von Gefahren sicher hindurchgesteuert hatte, um zuletzt dem Haß und der Tücke seiner Gegner und auswärtigen Anzettelungen zu unterliegen und im eigentlichsten Sinne des Wortes von seinen Feinden wie ein Opfertier geschlachtet zu werden! Aber Stambulows Ende entbehrt nicht einer gewissen erhabnen Größe und wird auf die Nachwelt mit der ganzen Macht der Tragik wirken; mit seinem Opfertode hat dieser Mann die Verfehlungen gesühnt, die ein starker Wille unter dem Drang der Umstände in einer Welt von Feinden fast niemals vermeiden kann, Verfehlungen, über die übrigens nur solche zu Gericht berufen sein sollten, die in ähnlicher Lage ähnliches geleistet haben. Friede seiner Asche!

Es waren ernste Gedanken, die mich beschäftigten, als das Gefährt mit seinen Insassen und der Eskorte unsern Blicken entschwand. Ein kräftiges Mahl auf der schattenspendenden Veranda erfrischte dann unsre Lebensgeister; die Bemühungen unsrer trefflichen Wirte, denen ich im stillen Abbitte leistete für die unlautern

Absichten, die ich ihnen zugetraut hatte, die mitgeführten Vorräte, insbesondre der vorzügliche Wein, eine Liebesgabe aus Bukarest, die eiskalte Brauselimonade hatten zusammen ein glänzendes Resultat hervorgebracht, dessen Beschluß der vorzügliche türkische Kaffee bildete, der im Orient niemals fehlt.

Während mein Reisegefährte eine wohlverdiente Siesta hält, bin ich am Tisch geblieben, um eine Darstellung der beiden letzten Tage zu entwerfen, die in Lowtscha der Post anvertraut werden soll; vor mir ist die große Karte der Balkanhalbinsel ausgebreitet, die unsre stete Begleiterin und während der Fahrt an der Rückwand des Gepäcks befestigt ist, um jeden Augenblick zu Rate gezogen zu werden. Rings um mich her lautlose Stille, alles hat sich zur Ruhe begeben, kein Lüftchen regt sich. Hoch über mir versendet das Tagesgestirn glühenden Brand; ein großer Raubvogel zieht im fernen Luftraume seine majestätischen Kreise, hörbar nur das Geräusch meiner Feder, die in hastiger Eile über das Papier fliegt. Im Augenblick, als ich den Brief beende, erblicke ich dicht neben mir ein niedliches Mädchen, die Tochter unsers Wirts, die mein Treiben beobachtet und sich leise herangeschlichen hat; verständnisvoll fährt ihr Zeigefinger über die aufgeschlagne Landkarte, und siehe da, es ist der Weg nach Lowtscha, den der Finger zeigte; natürlich war es ein bloßes Spiel des Zufalls, denn die Kunst des Lesens und nun gar des Kartenlesens lag weit über dem Verständnis des Kindes, aber um so überraschender ist der Vorgang. Ich belohne das mich fragend anschauende kleine Wesen mit einer Tafel Schokolade aus unserm Proviantkorbe, und hocherfreut trippelt die Kleine über den steinigen Vorplatz, um seinen Schatz den Eltern zu zeigen.

Jetzt wird es lebendig im Han; Hussein schirrt seine ausgeruhten Pferde an, die sodann unaufgefordert

ihre Plätze vor dem Wagen einnehmen. Nicht ohne Mühe gelingt es mir, den schlummernden Reisegenossen zu wecken, rasch wird das Gepäck aufgeschnallt, auf dem sich Hussein seinen Sitz zurecht macht; wir nehmen Abschied von dem gastlichen Hause, den braven Wirten und dem lieblichen Kinde, dessen Lippen die unwiderleglichen Spuren des eben erhaltenen Geschenks aufweisen. Zum letztenmale breitet sich vor unserm Auge die Kette des Balkans in ihrer vollen Großartigkeit aus, in der durchsichtigen Luft wie in greifbarer Nähe; wir winken den wohlbekannten Bergspitzen unser Lebewohl zu, und vorwärts geht es unserm heutigen Ziele Lowtscha zu.

11

Das Gefecht von Lowtscha, oder wie die Bulgaren sagen, Lowatsch, am 3. September 1877 ist der erste wirkliche Waffenerfolg der Russen in der Offensive seit dem Übergang über die Donau; sie verdanken ihn der Disposition, die im Gegensatz zu den beiden Schlachten von Plewna einen Anflug von Methode zeigt, der Tapferkeit der Truppen, die zum größten Teil hier ihre Feuerprobe bestehen, der Energie der Führung, die sich insbesondre in der Person des vielgenannten Generals Skobelew bemerkbar macht, vor allem aber der erdrückenden Übermacht, die von vornherein, sobald sie zur Geltung gelangt, den Sieg gewährleistet.

Die Russen verloren nach ihren eignen Angaben in diesem blutigen Treffen vierzig Offiziere und fünfhundert Mann. Schon am 1. September, also zwei Tage vor dem eigentlichen Gefecht, setzt sich Skobelew in den Besitz der dominierenden Höhen östlich Lowtscha. Die türkischen Vortruppen werden vertrieben, und es werden mit unsäglicher Mühe Batterien auf die steinigen Kuppen gebracht; die Stellung wird verschanzt. Das Gros der Truppen unter dem General en chef Fürsten Imeretinsky ist an diesem Tage noch zurück in Selvji. Am 2. September wird die Stellung der Türken östlich von der Stadt von den gewonnenen Höhen aus beschossen, die Befestigung der Position fortgesetzt und

das Herankommen des Gros abgewartet, das sich im Laufe dieses Tages an der sogenannten Fontana, einem dreieckigen Wasserloch hart an der Straße von Selvji, zwei Kilometer östlich von der Stellung Skobelews, versammelt. Von hier aus erläßt Imeretinsky auf Grund der Vorschläge und Erkundungen der Avantgarde die Disposition für den 3. September. Dieses umfangreiche in das Detail gehende Schriftstück enthielt eigentlich nur eine Truppeneinteilung, nicht aber einen Angriffsbefehl, wie ein solcher auf Grund der durch die zweitägige Anwesenheit der Avantgarde vor der Front des Feindes gewonnenen Kenntnis der feindlichen Stellung wohl hätte erlassen werden können. Im wesentlichen wird alles in die Hand des Generals Skobelew gelegt, der von Stunde an bis zum Schluß der furchtbaren Kämpfe auf den grünen Bergen vor Plewna am 12. September das eigentlich ausführende Organ des Fürsten Imeretinsky ist; dieser geistvolle, liebenswürdige General erkennt die Überlegenheit Skobelews als Truppenführer auf dem Gefechtsfelde rückhaltlos an und begnügt sich für seine Person mit der bescheidnen Rolle eines Führers der Reserve, dessen Aufgabe darin bestand, die zahlreichen Opfer der Gefechtsleitung Skobelews durch Nachschub zu ersetzen, die aus dem Kampf zurückströmenden Mannschaften neu zu ordnen, mit Munition zu versehen und wieder vorwärts zu senden. Die oft bewiesene Bravour des geistig bedeutenden, hochgebildeten Fürsten läßt gegen seinen persönlichen Mut auch nicht den Schatten eines Zweifels aufkommen, aber das gänzliche Zurücktreten des Oberbefehlshabers gegenüber dem Unterführer erscheint als eine Auffassung der Kommandoverhältnisse, wie sie sich mit unsern Anschauungen in keiner Weise deckt; nach dem 12. September wurde denn auch der Fürst in die seinen Anlagen und

Neigungen mehr entsprechende Stellung des Generalstabschefs der Westarmee berufen, Skobelew aber, einer der jüngsten Generalmajors, an die Spitze der sechzehnten Infanteriedivision gestellt. Dieses wohlverdiente rasche Avancement vollzog sich unter dem Beifall der Armee, die in dem jugendlichen Divisionsgeneral mit Recht das Ideal eines Truppenführers auf dem Schlachtfelde sah. — Am frühen Morgen des 3. September 1877 begann Skobelew die Vorbewegung gegen die türkische Position östlich von der Stadt Lowtscha. Diese Position wird durch die von Selvji heranziehende Straße in zwei Teile geteilt, einen kleinern südlichen, der abermals den Namen Roter Berg trägt, und einen größern nördlichen aus drei Anhöhen bestehenden Teil. Auf jedem dieser im ganzen vier Höhenpunkte hatte Rifaat Pascha je ein Bataillon aufgestellt. Diese vier Bataillone erwarteten bis an die Zähne eingegraben den Angriff der Russen, die übrigen vier Bataillone und die sechs Geschütze, über die er überhaupt verfügen konnte, hielt der türkische General in äußerst vorteilhaften Stellungen auf dem jenseitigen Osmaufer zurück, von wo die Artillerie das Angriffsfeld der Russen vortrefflich bestreichen konnte. Insbesondre waren vier Geschütze in der berühmten Redoute nordwestlich Lowtscha so günstig aufgestellt, daß ihr Feuer über die Stadt und den Fluß hinweg den angreifenden Russen sehr empfindlich wurde. Schon bei der ersten, wahrscheinlich dem Reglement, aber nicht dem Gelände angepaßten Aufstellung des rechten Flügels der Russen litten die Bataillone der dritten Schützenbrigade unter dem wohlgezielten Feuer der Türken derartig, daß dieselben, um sich aus dieser fürchterlichen Lage zu befreien, ohne Befehl zum Angriff schritten und gegen die Stellung der Türken nördlich von der Chaussee anstürmten, bevor Skobelew mit seinen Truppen den Roten Berg genommen hatte.

Die Leitung des Gefechts entglitt damit von Anbeginn an den Händen der obern Führung, und die zahlreichen Mißgriffe der untern Befehlshaber, denen die Gefechtsleitung anheimfiel, trugen die Hauptschuld an den großen Verlusten der Russen an diesem Tage. Die Tapferkeit der braven Truppen überwindet die Ungunst des Geländes und den Widerstand des Feindes, die türkischen Bataillone auf den drei Hügeln werden geworfen und stürzen in wilder Flucht teils in die Stadt, teils in das Wiesengelände des Flusses, durchwaten die Osma und erreichen die schützende Redoute. Bald darauf geben die Türken auch den Roten Berg auf und ziehen in westlicher Richtung ab. Skobelew steigt mit seinen erschöpften Soldaten auf der Chaussee, die in steilem Abstieg nach der Brücke hinabführt, in die Stadt nieder. Auf diesem Wege von der Höhe des Roten Berges bis zur Osmabrücke, der ein Ausweichen seitwärts verbietet, erleiden die Russen durch das Feuer aus der Redoute schwere Verluste, die Truppen geraten in Unordnung und gelangen in aufgelösten, ziemlich entmutigten Haufen in die Stadt. Hierher richtet sich nun ohne Rücksicht auf die zahlreichen meist muhammedanischen Einwohner das verderbliche Feuer der Kruppschen Geschütze aus der Redoute. Es ist ein Augenblick höchster Spannung. Es gelingt dem persönlichen Eingreifen Skobelews, das Regiment Kasan, das seine Bravour noch an demselben Nachmittag zeigen sollte, in diesem Augenblick aber in eine Gruppe ungeordneter erschreckter Haufen zerstoben ist, zu sammeln und seinen Mut wieder herzustellen. Hiermit schließt der erste Akt des Gefechts. — Auf Grund genauer Besichtigung der Örtlichkeiten auf dem rechten Osmaufer bin ich zu folgendem Urteil gelangt. Die Aufstellung der dritten Schützenbrigade in dem ihr zugewiesenen Gelände hätte mit Leichtigkeit so angeordnet werden können, daß die

Bataillone vollkommen gedeckt blieben und auch nicht einen Mann verloren. Damit wäre der Grund zu dem eigenmächtigen und unzweckmäßigen Vorstürmen gegen die türkische Stellung weggefallen, die von selbst von den Verteidigern hätte verlassen werden müssen, sobald Skobelew südlich von der Straße Fortschritte machte. Der Rote Berg selbst war von vornherein wegen des bedeckten Vorgeländes und wegen des fehlenden Schußfeldes unhaltbar; mit seinem Fall fiel die gesamte Stellung östlich vom Flusse, und die Schützenbrigade wäre intakt in den Besitz der drei Kuppen gelangt, während thatsächlich die starken Verluste und die gänzlich unnötigen Anstrengungen die Gefechtskraft dieser Elitetruppe völlig absorbiert hatten, sodaß ihre Überweisung in die Reserve nötig wurde. Das sind offenbar starke Verfehlungen, so etwas kann nur dann vor Katastrophen bewahren, wenn man eine Überlegenheit hat, die den Ersatz der aufgebrauchten Bataillone durch frische Truppen gestattet. In den beiden ersten Schlachten von Plewna hatten diese unerschöpflichen Reserven gefehlt, darum war beidemal eine völlige Niederlage das Resultat gewesen. Anders hier; an Stelle der verbrauchten Schützen traten Regimenter der zweiten Infanteriedivision (Nr. 5, 6 und 7), die nun ihrerseits an die Reihe des Verblutens kamen, sodaß der Schlußerfolg wieder andern Truppen zufiel. Ein solches Verfahren kann offenbar keinen Anspruch erheben, als die Kunst zu gelten, die man Gefechtsleitung nennt; es ist vielmehr nur brutaler Einsatz der vorhandnen Überlegenheit, d. h. nicht Truppenverwendung, sondern Kraftvergeudung.

Um sieben Uhr abends trafen wir auf der Höhe des Roten Berges, dicht vor Lowtscha ein, nachdem wir das Angriffsgelände auf einer ermüdenden Fußwanderung durch die Weinberge und felsigen Hänge durchstreift hatten. An dem Punkte, wo die Chaussee in steilem Abstieg vom Roten Berg zur Osmabrücke

herunterführt, steht ein freundliches Wirtshaus, diesmal kein bulgarischer Han, sondern ein europäisches Gebäude, im Schweizerstil gehalten, mit Gartenanlagen umgeben. Ein Punkt in unvergleichlicher Lage, denn hier zuerst tritt die bis dahin gänzlich verborgne Stadt in den Gesichtskreis des Ankommenden; über den südlichen, noch auf dem diesseitigen Osmaufer liegenden Stadtteil hinweg blickt man in das romantische Felsenthal, durch das sich der vom Trojanpaß herkommende Fluß hindurchzwängt. Jenseits des Hauptteiles der Stadt hebt sich gegen die tief am westlichen Himmel stehende Sonne das schroffe Felsplateau ab, das die gefürchtete Redoute krönt, gegen Norden in der Richtung auf Plewna erstreckt sich die Wiesenniederung, von der Osma bewässert, bevor sie ihren Lauf gegen Nordosten richtet. In unsrer unmittelbaren Nähe ist ein Friedhof mit den Massengräbern der Gefallenen, von Platanen und Ulmen umgeben. Inmitten dieses wie auf einer Hochwarte gelegnen Friedhofs hat der Zar seinen braven Soldaten, die hier den Heldentod starben, ein würdiges Denkmal gesetzt. Eine schlanke Pyramide erhebt sich auf einem Granitsockel, der die Namen aller beteiligten Truppenteile sowie der höhern anwesenden Führer trägt; man findet auffallenderweise zwar den Namen des Fürsten Imeretinsky, den der Hauptperson aber nicht, eine Unterlassung, die kaum zu erklären ist, denn der Name Skobelew durfte an dieser Stelle nicht fehlen. Es giebt wohl kaum einen geeignetern Platz für die Aufrichtung eines Schlachtdenkmals als diesen, denn man überschaut von hier aus das Gelände, auf dem sich die Ereignisse vollzogen, vollständig. Jetzt flammen tief unten in der Stadt die ersten Lichter auf; die Sonne ist eben unter den Horizont gesunken, und mit der südlichen Gegenden eigentümlichen Schnelligkeit sinkt die Nacht auf die Erde herab.

Wir kehren nach dem Schweizerhaus zurück und genießen von der Terrasse aus den herrlichen Abend; tief unten zu unsern Füßen in dem Flußthal die Stadt Lowtscha, die jetzt eine Fülle von Licht ausstrahlt, denn es ist Markt, und alle Läden sind beleuchtet; das Stimmengewirr der geschäftigen Menschen da unten dringt wie dumpfes Gemurmel zu uns herauf. Am südlichen Himmel über der Osmaschlucht steigt die schon abnehmende Mondscheibe empor, gegen ihr silbernes Licht zeichnen sich scharf die Silhouetten des Gebirgskamms ab. Der weiße Marmor des Denkmals hinter uns tritt, durch die Mondstrahlen belebt, aus dem Dunkel hervor, gleichsam seines Amts als Hort der Erinnerung waltend; die dumpf heraufschallenden Klänge der Turmuhren in der Stadt verkündigen die zehnte Stunde. Nur mit Widerstreben trennen wir uns von dieser köstlichen Stätte, und in gehobner Stimmung besteigen wir den harrenden Wagen, um den jähen Abhang zur Osmabrücke hinabzufahren. Selbst Hussein zeigt bei dieser Fahrt eine gewisse Unruhe, denn der Neigungswinkel übertrifft an manchen Punkten zwanzig Grad. Links die ziemlich senkrecht in die Höhe strebende Felswand, vom Mond erhellt, rechts der dunkle Abgrund, von dem uns nur an den Biegungsstellen eine niedrige Brustwehr trennt, dazu die Gefahr einer Begegnung mit einem von unten kommenden Gefährt — bei dem Mangel an Laternen ist jederzeit ein Zusammenstoß zu erwarten; alles das vereinigt sich, um die Lage ungemütlich zu machen. Indessen der unendlich lange Abstieg wird ohne Unfall überwunden, und mit fröhlichem Peitschenknallen fährt Hussein in die enge Straße ein, die zur Brücke führt. Hier zwingt die Fülle der Menschen sehr bald wieder zu langsamer Bewegung; auf der Brücke selbst wird die Passage fast unmöglich.

Diese Brücke ist von eigentümlicher Bauart, sie

erinnert an die bedeckte Holzbrücke, die in Luzern über die Reuß führt: ein mit dreieckigem Dach bekleideter Holzbau, auf beiden Seiten von einer ununterbrochnen Reihe von Buden eingefaßt, die heute in der Marktwoche einen hellerleuchteten Bazar darstellen. Auf der engen Fahrstraße der Mittelbahn drängen sich die kauflustigen Landbewohner. Um uns mit unsern drei Pferden glücklich durch diesen Engpaß durchzuquetschen, dazu bedarf es der vollen Gewandtheit unsers türkischen Rosselenkers und seiner genauen Kenntnis der Sinnesart des hier versammelten Publikums. Die beiden äußern Pferde streifen fortgesetzt die über die Verkaufstische herabhängenden Teppiche und die dort aufgestellten Gegenstände; alle Käufer, die sich während unsers Durchzugs auf der Brücke befinden, sind gezwungen, sich entweder durch einen Sprung über die Tonbank zu den Verkäufern in die Buden zu retten oder bis zum jenseitigen Ausgang des Brückentunnels zu weichen. Man stelle sich vor, welchen Erfolg eine solche Unternehmung in einer belebten europäischen Stadt gehabt haben würde, mit welchen Bezeichnungen der süße Jahrmarktpöbel die harmlosen Reisenden belegt hätte. Davon ist hier nichts zu hören; mit unnachahmlicher Grazie begrüßt Hussein seine gravitätischen Landsleute, die mit untergeschlagnen Beinen auf den Teppichballen hockenden türkischen Verkäufer, die ohne ein Zeichen der Besorgnis für ihre Waren unsrer Durchfahrt beiwohnen. Mit sanfter Entschlossenheit schieben unsre Pferde die in emsiger Geschäftigkeit feilschenden Kauflustigen vor sich her, und erst nach fünf langen Minuten haben wir den Ausgang des Brückentunnels erreicht und rasseln über das holprige Pflaster dem im nördlichen Stadtteil liegenden Han zu.

Es ist elf Uhr vorüber, aber ein tolles Leben und allerlei fremdartige Gestalten empfangen uns. In

den erleuchteten Räumen des Erdgeschosses beginnt eben die Vorstellung einer Gauklerbande; alle Stuben sind erfüllt von Marktbesuchern der verschiedensten Rassen und Nationen, dazwischen Offiziere der Garnison und die wohlbekannten Uniformen der Gendarmen. Mit Mühe gelingt es, aus diesem Gewühl einen Dienstboten des Hauses herauszufinden; eine bulgarische Magd, die glücklicherweise einige Worte Rumänisch versteht, sodaß mein Reisegefährte ihr unsre Wünsche begreiflich machen kann. Wir werden zuerst in einen großen Saal geführt, wo sich wohl ein Dutzend Strohlager befinden. Zwei davon empfiehlt uns die Donna mit freundlicher Geberde. Es gelingt mit Mühe, ihr klar zu machen, daß wir nicht in so großer Gesellschaft zu schlafen gewohnt seien; nach einigen Bedenken weist man uns Räume an, die den Namen von Zimmern nicht verdienen, unverschließbar, ohne Fenster, an deren Stelle ein zerfetzter Vorhang im Windzuge flattert. Indessen man richtet sich ein, so gut es geht; ich strecke meine von den Anstrengungen des heißen Tages ermüdeten Glieder auf die mit einer bunten bulgarischen Decke bekleidete Pritsche und bin trotz des tollen Lärmens unter mir bald entschlummert.

12

Am nächsten Morgen, Freitag den 20. Juli, wurde es schon sehr früh lebendig in dem Han; bei dem Frühstück im Garten erschien mein Reisegenosse mit etwas übernächtiger Miene. Auf meine besorgte Frage gestand er, daß er die Nacht in dem großen Saale zugebracht und dem Tanz und Spiel zugeschaut, also nur zwei Stunden geschlafen habe. Um fünf Uhr fuhr Hussein vor, und wir begannen unsern fünften Reisetag, dessen Verlauf uns eine Fülle unvergeßlicher Eindrücke bescheren sollte.

Unmittelbar westlich von dem Nordausgange der Stadt, etwa 600 Meter seitwärts von der Chaussee, steigt, einer natürlichen Festung gleich, das schroffe Felsplateau empor, das durch die schon oft genannte Redoute gekrönt wird. Diese Erhebung füllt den Raum zwischen zwei Wasserläufen aus, die von Westen her der Osma zufließen und mit ihren scharf zerrissenen Betten starke Fronthindernisse bilden, und zwar sowohl gegen Süden wie gegen Norden nach Plewna hin. Mit vollem Verständnis hatten die Türken diese unvergleichliche Gunst des Geländes gewürdigt und aus dieser natürlichen Festung ein sturmfreies Reduit für ihre Stellung bei Lowtscha geschaffen. Kein Zugang ermöglicht die Ersteigung des schroffen Felsplateaus; wir waren gezwungen, uns mit Hilfe

der Dornsträucher, der gewöhnlichen Felsbekleidung, emporzuarbeiten. Endlich gelang es meinem jüngern Gefährten, den Felsrand zu erklimmen und auch mich mit Hilfe eines von Hussein herbeigetragnen Seiles emporzuziehen. Ich darf also aus eigenster Erfahrung die Sturmfreiheit der Felswand nach Süden hin als erwiesen hinstellen! Die Ausdehnung des Felsplateaus von Ost nach West beträgt einen Kilometer und wird auf der letztgenannten Seite durch einen mit niedriger Mauer versehenen Kirchhof abgeschlossen. Hier lag der rechte, in der Redoute der linke Flügel der türkischen Hauptposition; den Abhang des Hügels gegen Süden füllten mehrfache Reihen von Schützengräben. In dieser fast unangreifbaren Verteidigungsstellung hatte Rifaat Pascha in der vierten Nachmittagsstunde am 3. September 1877 sechs Bataillone und fünf Geschütze vereinigt, und hier spielte sich also der blutige zweite Akt des Gefechts von Lowtscha ab, über dessen Verlauf wir durch die Berichte der beteiligten russischen Truppen einigermaßen unterrichtet sind.

Um diese Zeit umfaßten die Russen mit siebzehn Bataillonen und elf Schwadronen die türkische Stellung bereits von drei Seiten, während nur die Westseite als Rückzugsrichtung für die Türken noch frei war; achtzig russische Geschütze bereiteten vom rechten Osmaufer her den Sturm vor. Trotz dieser Überlegenheit haben die Türken bis gegen acht Uhr abends in der Stellung ausgehalten und den Abzug der Geschütze bei der endlichen Räumung so rechtzeitig und so geschickt bewirkt, daß thatsächlich nicht eins den Russen in die Hände gefallen ist, eine Leistung, die angesichts der kaukasischen Kosakenbrigade, die sich schon seit mehreren Stunden im Rücken der Türken befand und auf den Augenblick des Abzugs lauerte, geradezu unbegreiflich erscheint, zumal wenn man in

Betracht zieht, mit welchen unsäglichen Schwierigkeiten das Abfahren der Geschütze aus der Felsposition verknüpft gewesen sein muß. Das Feuer der achtzig russischen Geschütze hat nicht vermocht, ein einziges türkisches Geschütz zu demontieren oder auch nur vorübergehend zum Schweigen zu bringen; auch diese geringe Leistung ist auffallend und liefert den Beweis für die völlige Unzulänglichkeit des russischen Artilleriematerials.

Von der beherrschenden Höhe der Felsredoute überblickten wir das Gelände, den Schauplatz dieser Vorgänge; links gegen Osten die Wiesenniederung der Osma mit den beiden Mühlen und einzelnen Bäumen, dahinter die schroffen Hänge des Thalrandes, in der Mitte des Vordergrundes die eng zusammengedrängte Stadt, die sich bis zum Fuß des weithin erkennbaren Roten Berges ausdehnt, über den sich wiederum die Häupter der Balkankette am fernen Horizont erheben.

Der Eindruck, den man von diesem Standpunkt aus gewinnt, ist überwältigend, nicht bloß in landschaftlichem, sondern vor allem in militärischem Sinne. Die Stellung erscheint unangreifbar, und ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß eine zehnfache Übermacht nicht imstande gewesen wäre, die Redoute zu erobern, wenn die Besatzung zum äußersten Widerstande entschlossen gewesen wäre. Nur in dem Verzicht auf das Ausharren bis zur letzten Patrone liegt die Erklärung für den Verlust der Position. Der verhängnisvolle Abzug Rifaats aber entschied nicht bloß den Erfolg dieses Tages, sondern hat einen verhängnisvollen Einfluß auf den Gang der Ereignisse überhaupt ausgeübt. Fand Osman Pascha, der mit zwölftausend Mann von Plewna herangekommen war und sich in diesem Augenblick nur noch zehn Kilometer nördlich von Lowtscha befand, am Morgen des 4. September die wichtige Redoutenposition noch im Besitz

seines Unterfeldherrn, so kann für den Einsichtigen kein Zweifel sein, daß dieser Tag einen völligen Umschwung der Lage herbeigeführt hätte. Die Russen hätten sofort die Stadt räumen und auf die Höhen des rechten Osmaufers zurückgehen müssen. Von der Energie Osman Paschas ließ sich erwarten, daß er versuchen werde, sie auch aus dieser Stellung zu vertreiben. Ob die Russen nach den Verlusten und dem Munitionsverbrauch des 3. September in der Lage gewesen wären, ihre Stellung zu behaupten, entzieht sich natürlich der Beurteilung, immerhin liegt eine große Wahrscheinlichkeit vor, daß bei der völligen Unklarheit über die Stärke des neu auftretenden Feindes und bei der erklärlichen Scheu, die der Name Osmans einflößte, die Russen einem Entscheidungskampf ausgewichen und auf Selvji zurückgegangen wären; es ist leicht zu ermessen, welchen Einfluß ein solcher Rückzug auf den Gesamtverlauf der Operationen ausüben konnte.

Wir dürfen also behaupten, daß in den Abendstunden des 3. September durch den kleinmütigen Abzug Rifaat Paschas die Russen abermals vor einer bedrohlichen Wendung bewahrt worden sind.

Thatsächlich ist nunmehr der 4. September zu einer militärischen Journée des dupes geworden, und es gewährt einen Genuß, das Verhalten der beiden Gegner an diesem Tage zu beobachten, soweit das auf Grund der verworrnen und sich widersprechenden Berichte möglich ist.

Osman Pascha hatte vier Tage zuvor, am 31. August, bekanntlich die Ausfallsschlacht von Pelisat geschlagen. Sein gegen den linken Flügel der russischen Westarmee gerichteter Stoß war zurückgewiesen worden, und Osman am Abend unverfolgt in das befestigte Lager zurückgekehrt. Die Absicht bei dieser Unternehmung kann nur gewesen sein, sich durch

Zurückdrängung des russischen linken Flügels einen gesicherten Verkehr auf der Straße von Plewna nach Lowtscha zu schaffen; im Fall des Gelingens würde die Herrichtung einer befestigten Zwischenstellung auf halbem Wege gefolgt sein. Der Mißerfolg mußte den türkischen Feldherrn um so besorgter für seine Verbindung mit Rifaat machen. Man mag sich also vorstellen, mit welchen Empfindungen Osman am Abend des nächsten Tages den Kanonendonner vernahm, der aus der Gegend von Lowtscha hörbar wurde. Osman beschloß sofort, am folgenden Morgen mit zwölftausend Mann Rifaat Pascha zu Hilfe zu kommen. Dieser General aber meldete am 2. September, daß das Erscheinen der Russen vor Lowtscha den Charakter einer Rekognoszierung habe, und daß keine Unterstützung nötig sei. Darauf hin unterblieb der Abmarsch Osmans, und erst die Meldungen im Verlaufe des Abends veranlaßten den Oberbefehlshaber, seinen Entschluß am folgenden Tage auszuführen. Man veranschauliche sich die Folgen, wenn der Abmarsch Osmans schon am 2. September erfolgt wäre; die Russen würden alsdann, statt achttausend, zwanzigtausend Türken mit Osman als Befehlshaber bei Lowtscha vorgefunden haben.

Am 3. September früh marschiert nun Osman wirklich ab, verläßt indessen, in der gerechtfertigten Besorgnis, dem linken Flügel der russischen Westarmeeabteilung bei Bogot zu nahe zu kommen, die Chaussee und gelangt auf schwierigen Gebirgswegen, die das Fortkommen der Artillerie ungemein verlangsamen, mit Einbruch der Nacht bis in die Gegend von Zalkowa, zehn Kilometer nördlich von Lowtscha. Der Verlust dieser Stadt und der Rückzug Rifaats ist ihm noch unbekannt. Am Morgen des 4. September erscheint Osman auf den Höhen von Lisetz, nordwestlich von der Stadt Lowtscha, trifft dort auf die Vortruppen

Skobelews und wird nun erst über die Sachlage aufgeklärt. Er kennt weder Stärke noch Absichten der Russen. In demselben Zweifel sind diese ihm gegenüber. Beide Teile tappen im Finstern und scheuen ein ernsthaftes Engagement; beide Teile sind knapp mit Munition versehen, die Russen infolge des gestrigen Gefechts, die Türken, weil ihre Munitionswagen nicht haben folgen können. Osman hält Kriegsrat und beschließt gegen die Ansicht einiger energisch denkenden Generale den Rückmarsch auf Plewna. Dieser Entschluß, mit dem er auf den Besitz von Lowtscha endgiltig verzichtet, steht mit der bisher gezeigten Thatkraft des berühmten türkischen Heerführers in einem auffälligen Gegensatz. Aber auch die Russen bleiben vollständig unthätig und versäumen die Gunst der Lage, die sich ihnen darbietet: ein energisches Vorstoßen gegen den Flankenmarsch Osmans hätte ihn zum Frontmachen gegen Osten gezwungen, und ein Rückzug nach Plewna angesichts der kampfbereit aufmarschierten Streitmacht Imeretinskys, der trotz seiner Verluste immer noch den mitgeführten Truppen Osmans an Zahl gewachsen war, wäre einfach undenkbar gewesen. Man stelle sich aber die Lage Osmans vor, wenn nunmehr die russische Westarmee, mit der Imeretinsky in ununterbrochner Verbindung stand, unter Zurücklassung schwacher Abteilungen vor Plewna von dort herangekommen wäre und sich gegen den linken türkischen Flügel gewendet hätte: eine Kapitulation oder völlige Aufreibung der türkischen Armee bei Lowtscha war alsdann das wahrscheinliche Ende. Allein von alledem geschah nichts; Imeretinsky verharrte in der Defensive. Nach einem unbedeutenden Gefecht der Vortruppen blieben beide Teile unthätig einander gegenüber stehen. Am Morgen des 5. September treten beide Parteien einen Parallelmarsch in der Richtung auf Plewna an, Imeretinsky auf der Chaussee,

Osman auf schwierigen Gebirgswegen, indem er sich mühsam längs des rechten Höhenrandes des Wid fortbewegt; beide Teile gehen sich also sorgfältig aus dem Wege. Der Rückmarsch Osmans vollzieht sich ohne jede weitere Störung, und am Abend des 6. September trifft der türkische Oberbefehlshaber mit seinen erschöpften Truppen glücklich wieder in Plewna ein, gerade noch rechtzeitig, um Vorkehrungen zur Abwehr zu treffen. Denn an demselben Abend beginnt die russische Westarmeeabteilung, durch das Eintreffen dreier rumänischen Divisionen sowie der Truppen Imeretinskys zur Hauptarmee angewachsen, ihre längst geplante Offensive, die nach sechstägigen unerhörten Anstrengungen abermals mit einer völligen Niederlage und dem Verlust von sechzehntausend Mann endigen sollte. Diese furchtbare Katastrophe vollzog sich unter den Augen des Zaren und des Großfürsten Oberkommandierenden und bildet den Höhepunkt der Unglücksfälle, die sich angesichts desselben Plewna seit dem 19. Juli gefolgt waren und den Verbündeten einen Gesamtverlust von mehr als dreißigtausend Mann gekostet haben.

Nur mit Widerstreben trennten wir uns von der Felsenredoute im Norden von Lowtscha, wo wir den Verlauf der Ereignisse des 3. und 4. September 1877 im Geiste geschaut hatten; kein Denkmal meldet von der stummen Resignation, mit der die wenigen in der Schanze verbliebnen Türken, Ergebung verschmähend, nach wütender Gegenwehr den Opfertod erduldet hatten; nur die bleichenden Gebeine, die die Standorte der türkischen Geschütze bezeichnen, legen Zeugnis ab von dieser bis zum äußersten ausharrenden Treue. Nirgends auf meiner Rundreise über die Schlachtfelder dieses Krieges habe ich ein türkisches Denkmal wahrgenommen; dieser auffallende Mangel jeglichen Erinnerungszeichens mag seinen Grund in den religiösen Vorschriften und Anschauungen der Türken finden,

hinterläßt aber einen wehmütigen Eindruck angesichts der Fülle der russischen Denkmäler, die insbesondre die Umgebung von Plewna zu einem Friedhof des Krieges gestaltet haben. Unter all diesen zahllosen Gedenksteinen, Kreuzen, Obelisken und Pyramiden trägt nicht ein einziges eine türkische Inschrift; eine dringende Mahnung für jeden, der diese Stätten betritt, die durch die Majestät des Todes geheiligt sind, wenigstens mit dem Worte Zeugnis abzulegen auch für den Heldenmut derer, die auf diesem Boden verblutet sind, nachdem sie ihn bis zum äußersten verteidigt hatten.

13

Auf der ganzen dreißig Kilometer langen Strecke von Lowtscha bis nach Plewna ist uns nicht ein lebendes Wesen begegnet, mit Ausnahme einer großen Menge von Büffeln. Auch diese sahen wir nur von fern, die zugehörigen Gespanne standen verlassen an der Chaussee. Während der heißen Stunden des Tages sind nämlich die Büffel zu jeder Anstrengung unfähig, sie leiden dermaßen unter der Fliegenplage, daß sie ihr auf jede Weise zu entrinnen suchen. Man hat daher die Vorsorge getroffen, an den Seiten der Straßen durch Anstauung künstliche Sumpflöcher zu schaffen oder vorhandne sorgfältig zu erhalten. Diese Sumpflöcher sind Zufluchtsorte für die Büffel während der heißen Tagesstunden; dort liegen sie unbeweglich, und die Gespannführer schützen die aus dem Sumpfwasser hervorragenden Teile des Rückens und des Kopfes der Tiere dadurch gegen die Insektenstiche, daß sie diese Körperteile mit Schlamm bedecken. Nach einiger Zeit erheben sich dann die Büffel von selbst ganz vorsichtig, um die Schlammumhüllung nicht zu verlieren, und lassen sich so zu ihrer Arbeit führen; wir sind in diesen heißen Tagen zahlreichen Gespannen begegnet, deren Büffel ausnahmslos den schützenden Schlammpanzer trugen.

Die Fahrt auf der endlosen, fortgesetzt auf- und

niedersteigenden Straße, an der meilenweit nicht ein Wohnplatz von Menschen sichtbar wird, wirkte ermüdend, und wir begrüßten deshalb mit Freude den Anblick eines Bergrückens, der die Nähe unsers Reiseziels ankündigte. Es ist eine kahle, mit Resten von Schanzen bedeckte Hochfläche und führt abermals den beliebten Namen: Roter Berg; der Ausgangspunkt der Unternehmungen des Generals Skobelew in der blutigen Septemberwoche des Jahres 1877.

Vor diesen Höhen füllen den Raum bis zum Südrande der Stadt Plewna drei in der Richtung von Südwest nach Nordost bis an die Tutschenitzaschlucht hinziehende Hügelkämme, die von den Russen die „Grünen Berge" genannt worden sind. Flache Einsattelungen trennen diese Kämme von einander, der Fuß des dritten, nordöstlichsten Kammes wird durch eine steile Querschlucht begrenzt, auf deren Sohle der vielgenannte Grüne Bergbach strömt, der innerhalb der ersten Häuser von Plewna in die Tutschenitza einmündet. Jenseits dieses Baches erhebt sich das Gelände abermals, und zwar in mäßig steilem, völlig deckungslosem Anstieg zu einem Plateau, dessen Südrand zwei durch einen Laufgraben verbundne Schanzen krönen, von den Türken Abdul-Bey und Redji-Bey Tabia, von den Russen Skobelewredouten genannt. Sie waren das Endziel der heldenmütigen Anstrengungen Skobelews, und ebenso das unsrer heutigen Fußwanderung, denn wir hatten auf dem ersten Kamme der Grünen Berge unser Gefährt verlassen und das Gelände zu Fuß mit der ehrerbietigen Scheu durchwandert, die uns das Betreten von Stätten abnötigt, auf denen der Tod reichliche Ernte gehalten hat.

Das Gelände ist ziemlich unübersichtlich; weitläufig gestellte hochstämmige Bäume, Weinbau und Mais lassen die Bodengestaltung schwer erkennen; man gelangt, ohne sich dessen bewußt zu werden,

von einem Kamm zum nächsten und steht plötzlich an dem Grünen Bergbach, angesichts der verhängnisvollen Schanzenhöhe. Genau so erging es dem tapfern Regiment Kaluga am 8. September 1877. Es hatte von General Skobelew Befehl erhalten, bis zum zweiten Kamm vorzugehen und sich dort festzusetzen; der General ließ auf dem Nordabhang des Roten Berges das Regiment in voller Gefechtsentwicklung bei sich vorbeiziehen und tadelte das Nichtinnehalten der Abstände, sowie die starke Schützenentfaltung. Das Regiment überschritt den ersten Kamm und verschwand den Blicken des Generals. Es traf in seinen Vorwärtsbewegungen auf feindliche Plänkler, wurde von beiden Flanken her unter Feuer genommen und glaubte sein Heil in unaufhaltsamer Vorwärtsbewegung suchen zu müssen. Jeden Widerstand niederwerfend erscheinen die beiden ersten Bataillone unter wachsendem Verlust auf dem dritten Kamm und sehen über die Schlucht des Grünen Bergbachs hinweg, die auf der jenseitigen Höhe drohenden Redouten vor sich, die sogleich ein verderbliches Feuer eröffnen. Alles das vermag die Tapfern nicht zu schrecken; die vordersten Linien stürzen sich den Hang hinab, durchwaten den Bach und beginnen die jenseitige steile Böschung zu erklettern. Aber es sind ihrer nur noch wenige, und diese wenigen verringern sich von Sekunde zu Sekunde. Dies ist der Augenblick, wo Skobelew zum erstenmal persönlich eingreift. Mit Befremden hat der General das sich immer weiter entfernende Kampfgetöse vernommen; bald erfährt er aus dem Munde der in Massen zurückströmenden Verwundeten das nicht geplante, unaufhaltsame Vorgehen; unmutig jagt er dem durchgegangnen Regiment nach und findet die Trümmer, in versprengten Haufen zerstreut, in dem Raume zwischen dem Bach und dem dritten Kamm; es gelingt dem Eingreifen des Generals und seines Stabes

etwa hundert Mann zu sammeln und als festen Kern der allgemeinen Auflösung zu entreißen; aber schon wird das kleine Häuflein von allen Seiten umfaßt; Skobelew wirft noch rechtzeitig das erste Bataillon Kaluga, das als zweites Treffen gefolgt war und geschlossene Ordnung bewahrt hatte, den Angreifenden entgegen und deckt so den Rückzug der Überlebenden der beiden andern Bataillone. Nur mit Mühe und durch wiederholte Vorstöße, sowie durch das Eingreifen der nächsten zur Hand befindlichen Kompagnien des Regiments Esthland behauptet Skobelew den Besitz des zweiten Kamms. Aber auch dieser wird beim Einbruch der Nacht freiwillig geräumt, da inzwischen vom General Zotow die Mitteilung eingetroffen ist, der an demselben Tage beabsichtigte allgemeine Angriff sei verschoben. Der 8. September endigte also auf dem linken russischen Flügel ohne irgend welchen Geländegewinn und mit Aufopferung eines braven Regiments, das an diesem Tage siebenhundert Mann tot und verwundet, sowie eine ziemliche Anzahl Vermißter einbüßte, die sich zum Teil später wieder einstellten, zum Teil in Gefangenschaft geraten waren.

Der Weg, den das Regiment Kaluga am 8. September zurücklegte und mit seinem Blute tränkte, bezeichnet die Bahn, auf der sich auch die wütenden Kämpfe des 11. und 12. September abspielten. Wir haben diese Bahn Schritt für Schritt verfolgt und sind zu einer vollkommnen Würdigung der beispiellosen Schwierigkeiten gelangt, die der von dem General Skobelew beschlossene Angriff gegen sich hatte. Der Mißerfolg des Regiments Kaluga gab einen Vorgeschmack dessen, was folgte. Die beiden als Sturmobjekt gewählten Schanzen liegen im äußersten Hintergrunde eines Geländes, dessen Längenausdehnung vom ersten Kamm aus gemessen vier Kilometer beträgt. Es liegt auf der Hand, daß das Vorschreiten über

eine so ausgedehnte Strecke hinweg nur unter der Voraussetzung ausführbar erscheint, daß die Flanken gegen feindliche Einwirkung geschützt bleiben. Diese Vorbedingung nun war nach Lage der Verhältnisse nicht zu erfüllen, vielmehr blieb die gesamte Angriffsbewegung dauernd der Einwirkung des Feindes von beiden Seiten her preisgegeben.

Trotz dieser beispiellosen Ungunst der Verhältnisse haben die Russen in der dritten Nachmittagstunde des 11. September die beiden Schanzen mit stürmender Hand genommen und sechsundzwanzig Stunden lang behauptet. Nachdem ich nun an Ort und Stelle die Schwierigkeit der gelösten Aufgabe habe ermessen können, stehe ich nicht an, mich aus voller Überzeugung denen anzuschließen, die diese Leistung für eine Waffenthat allerersten Ranges erklärt haben; sowohl die umsichtigen und geschickten Anordnungen der Führung als auch die heldenmütige Ausdauer der Truppe verdienen uneingeschränkte Bewunderung.

Wenn die mit solchen Opfern erstürmten und mit solcher Tapferkeit behaupteten Werke am Ende wieder dem Feinde haben überlassen werden müssen, so trifft die Schuld lediglich den General Zotow, der für die gesamten, an diesen Schlachttagen beteiligten russischen Truppen als Oberbefehlshaber angesehen werden muß, und der dem General Skobelew die wiederholt und dringend erbetene Unterstützung nicht gewährt hat, nicht aber den heldenmütigen General Skobelew und seine brave Truppe, die bis zum letzten Augenlick ihre Schuldigkeit gethan und sich unverwelkliche Lorbeeren errungen haben.

Die Schanzenhöhe gewährt für den Überblick des umliegenden Geländes einen unvergleichlichen Standpunkt und macht durch die Fülle der hier aufgerichteten Kreuze und Denkmäler den wehmütigen Eindruck eines Massengrabes. In der That beträgt auch die Zahl

der hier und in der nächsten Umgebung Gefallenen nach einer mäßigen Schätzung fünf- bis sechstausend. Da der Kampfplatz schließlich in den Händen der Türken verblieb, und der Boden für die Herstellung von Gräbern höchst ungünstig ist, so darf man voraussetzen, daß die Beerdigung so vieler Leichen sehr lange Zeit beansprucht hat, ja vielleicht niemals vollendet worden ist. Bei der unmittelbaren Nähe der Stadt ließ sich erwarten, daß hier ein Pestherd entstehen mußte, und in der That litt sowohl die Armee Osmans als auch die Bevölkerung der Stadt schwer unter den Folgen der Versäumnis. Dennoch lehnte Osman eine von den Russen angebotne Waffenruhe zur Beerdigung der Toten mit der allerdings militärisch gerechtfertigten Begründung ab, daß er die Annäherung an seine Werke und den Einblick in sie nicht gestatten könne; ein Dokument für die furchtbare, durch nichts zu beirrende Energie dieses Mannes.

Der 11. September hatte mit einem völligen Mißerfolg des russischen Zentrums geendigt; nur auf den beiden äußern Flügeln war es gelungen, durch Eroberung einiger Erdwerke den festen Ring der türkischen Stellung zu durchbrechen. Auf dem rechten Flügel hatten die Rumänen unter Mitwirkung einer russischen Brigade die sogenannte Griwitzaredoute Nr. 1 erstürmt und behauptet, auf dem linken Flügel waren, wie vorher erzählt worden ist, die beiden dicht an der Südfront der Stadt gelegnen Schanzen in der Hand Skobelews.

Der Verlust dieser beiden Schanzen, die dicht bei der Stadt Plewna inmitten der befestigten Stellung lagen, mußte für die Türken im höchsten Grade empfindlich sein.

Osman Paschas Standpunkt auf der Höhe östlich von Plewna war von den eroberten Schanzen in der Luftlinie nur zwei Kilometer entfernt. Ich habe fest-

stellen können, daß der türkische Oberbefehlshaber die Vorgänge auf der Schanzenhöhe auch mit unbewaffnetem Auge wahrzunehmen imstande gewesen sein muß.

Es war also mit Sicherheit vorauszusehen, daß Osman die Russen nicht in dem Besitz der in so gefährlicher Nähe gelegnen Werke belassen würde. Thatsächlich versammelte der Marschall in der Nacht zum 12. September alle verfügbaren Kräfte bei Plewna und richtete während des folgenden Tages eine ununterbrochne Reihe von übermächtigen Angriffen auf die erschöpften und zusammengeschmolznen Eindringlinge. Um sechs Uhr morgens erfolgt der erste, um fünf Uhr nachmittags der sechste türkische Angriff, der mit der Räumung der Schanzen durch die Russen seinen Abschluß fand. Die Lage zwischen dem vorletzten und dem letzten Angriff der Türken wird in dem Schlachtbericht des Generals Skobelew folgendermaßen geschildert:

Die Redouten boten gegen dreieinhalb Uhr nachmittags ein schreckliches Bild. Massen von türkischen Leichen lagen Brust an Brust; besonders das Innere der Schanzen war mit solchen angefüllt; in dem tiefen Laufgraben, der die beiden Redouten verband, warf das feindliche Flankenfeuer zehn, zwanzig Leute auf einmal nieder, und die den Graben füllenden Toten behinderten die noch lebenden Verteidiger.

In der Redoute Nr. 2 bestand ein Teil der nach Plewna gewendeten Brustwehr aus Leichen; in der Redoute Nr. 1 waren die drei Geschütze zerbrochen, ohne Bedienung, ohne Pferde; ich ließ sie rechtzeitig durch Mannschaften zurückschaffen.

Ich dankte warm im Namen des Oberkommandierenden den tapfern Verteidigern, dem Major Gortalow, dem Oberstleutnant Mocszewoi und den Soldaten für ihre heldenmütige Ausdauer. — Man konnte mit bloßem Auge erkennen, wie sich Truppen

im Lager hinter Plewna ansammelten. Zu diesen Truppen strömten Verstärkungen von der ganzen Linie, besonders aus den links von uns gelegnen Krischinredouten, nach Plewna und vereinigten sich mit den dort versammelten Massen.

Ein andrer Augenzeuge berichtet: Die Stellung zwischen dem dritten Kamm und den Redouten, also das Thalgelände des Grünen Bergbaches, bot ein trauriges Bild: Tausende von Verwundeten und Toten lagen hier; Hunderte von Soldaten des Regiments Kaluga, die am 8. September hier gefallen waren, lagen mit türkischen Leichen untermischt und verpesteten die Luft. Das Stöhnen der hilflos verblutenden Verwundeten übertönte zeitweise das Getöse des Feuergefechts.

Die Lage der Truppen des Generals Skobelew um diese Stunde kann man etwa folgendermaßen zusammenfassen: Von den vierzehntausend zur Verwendung gelangten Infanteristen waren sechstausend gefallen oder verwundet, die übrigen achttausend standen seit über dreißig Stunden im Gefecht, die meisten hatten zwei, viele sogar drei Nächte nicht geschlafen; etwa zweitausend Mann waren vollständig entkräftet zurückgeflüchtet, hielten sich im Gelände verborgen oder trieben sich bei den außerhalb des Gefechtsfeldes stehenden Trains herum.

Aber auch die noch vorn ausharrenden Mannschaften waren an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt. Das fühlte auch General Skobelew, als er auf seine Ermunterung, auszuharren, nicht mehr wie früher ein freudiges Hurra zur Antwort erhielt, sondern die resignierten Worte: Wir wollen uns alle Mühe geben.

Mit blutendem Herzen faßte also der General den Entschluß, die mit so ungeheuern Anstrengungen und Opfern genommnen Schanzen zu räumen und nach

dem dritten Kamm zurückzugehen. Die Ausführung dieses Rückzuges fiel indessen mit dem sechsten Sturm der Türken zusammen und gestaltete sich demgemäß äußerst blutig und verlustreich. Unter den hier Fallenden war auch der tapfre Major Gortalow, der als letzter die Redoute Nr. 1 verließ und ihre heldenmütige Verteidigung mit seinem Opfertode besiegelte.

Hier möge der Vorhang fallen. — In wehmütiger Stimmung verließen wir die von so erschütternden Erinnerungen umwobne Schanzenhöhe und wandten uns den nahegelegnen Häusern von Plewna zu. Diese Stadt, auf die sich ein halbes Jahr lang die Blicke Europas mit begreiflicher Spannung gerichtet hatten, liegt langgestreckt im Tutschenitzathale und breitet sich erst am Nordende aus, sodaß die äußersten Häusergruppen hier bis zum Griwitzabach reichen. Beide Bäche vereinigen sich wenige Kilometer nordwestlich von der Stadt, um sich bald darauf in den Vid zu ergießen. Die Hauptstraße von Plewna bildet eben das Flußbett der Tutschenitza, eine steinerne Rinne, die auf beiden Seiten von entsetzlichem Pflaster eingefaßt ist. Der linke Thalrand steigt sofort schroff an, sodaß die Häuser sich hier aufeinander zu türmen scheinen. Im Osten erhebt sich das Gelände allmählicher und ist daher mit ausgebreiteten Häusergruppen bedeckt. Ein Wirrsal enger, gewundner Gassen durchzieht diesen planlos angelegten Stadtteil, nirgends bietet sich ein Aufstellungsraum für Truppen; der Saum der Stadt ist absolut ungeeignet für die Errichtung von künstlichen Verstärkungen. Mit richtigem Blick haben also die Türken die Stadt selbst weder befestigt noch zum Sammelplatz von Truppen verwendet; das gesamte Außengelände aber ist mit bewunderungswürdigem Geschick in eine Lagerfestung von einem Umfang verwandelt worden, der die bis dahin geltenden Grundsätze, sowie die disponible Kraft bei weitem überschritt. Hierbei darf

nicht außer acht gelassen werden, daß die gesamte Anlage die Ungunst des Geländes im höchsten Maße gegen sich hatte. Die Werke der Türken konnten von den umliegenden Höhen vollständig eingesehen werden, auf der Westseite bildete lediglich der Vid ein schwaches Fronthindernis. Die einzige Verbindungs- und Rückzugsstraße, die Chaussee nach Sofia, etwa hundertsechzig Kilometer lang, ließ, was ihre Lage und anfängliche Richtung anbelangt, so ziemlich alles zu wünschen übrig und war außerdem seit dem Verlust von Lowtscha im höchsten Grade gefährdet.

Wenn daher ein geschulter Generalstabsoffizier eines europäischen Heeres nach genauer Rekognoszierung des Geländes sein Urteil dahin zusammengefaßt hätte: „Die Umgebung von Plewna ist für die Anlage eines befestigten Lagers in jeder Beziehung ungeeignet," so hätte ihm die Theorie unzweifelhaft beistimmen müssen.

Aber solche Erwägungen blieben den Türken fremd; der Gang der Ereignisse hatte sie bis zu diesem Punkte geführt, sie blieben hier stehen und richteten sich ein, so gut es ging. Ihre Leistungen unter solchen Verhältnissen verdienen unsre uneingeschränkte Bewunderung. Die Befestigungsanlagen waren durchaus nicht nach einem großen Plan angelegt, sondern nach Ort und Zeit der Entstehung angepaßt. Nous nous laissions guider par l'expérience, war die Antwort Tewfik Paschas auf eine spätre diesen Punkt berührende Frage.

Auf solche Art ist diese großartige Feldbefestigung entstanden, die allen Doktrinen zum Trotz fünf Monate lang eine Widerstandskraft entwickelt hat, wie sie in der Kriegsgeschichte einzig in der Verteidigung der Linien von Torres Vedras ein ebenbürtiges Gegenstück finden dürfte. Der verschiedene Ausgang erklärt sich aus dem Gegensatz der Lebensbedingungen. Bei

Torres Vedras hatte Wellington das Meer mit der englischen Flotte hinter sich und war dadurch in der Lage, seinerseits den Angreifer auszuhungern, bei Plewna hatte Osman nur eine einzige unendlich lange Zufuhrstraße, von deren Beherrschung seine Existenz abhing. Mit bewunderungswürdiger Voraussicht hat er Vorkehrungen getroffen, diese Straße zu sichern, und thatsächlich ist es ihm gelungen, ein volles Vierteljahr hindurch ihren Besitz zu behaupten. Es bedurfte der opferreichen Anstrengungen der im Oktober eingetroffnen russischen Garden an dem blutigen Tage des 24. Oktober, um mit der Eroberung der Schanzen von Gorni Dubnjak den eisernen Ring um Plewna zu schließen. Das war dann der Anfang vom Ende. Aber nach der Heranziehung der Garden und der Grenadiere war vor diesem Plewna eine Heeresmacht versammelt, deren Stärke die der gesamten anfänglichen Operationsarmee weit übertraf. Im Monat Oktober standen anstatt der zuerst bei Zimnitza übergegangnen acht Divisionen dreißig russisch-rumänische Divisionen genau vor denselben Aufgaben und Zielen wie bei Beginn des Krieges. Ungeheure Opfer an Blut, Geld und Zeit waren aufgewendet worden, und noch hatte man keinen Fuß breit Boden mehr gewonnen.

Diesen gewaltigen Umschwung der Kriegslage hatte lediglich der Entschluß Osmans bewirkt, mit achtzehntausend Mann vom 13. bis 19. Juli von Vidin nach Plewna zu marschieren, sich dort zu verstärken und zu behaupten; es dürfte schwer sein, in der Kriegsgeschichte einen Entschluß von ähnlicher Tragweite aufzufinden.

14

Der folgende Tag, Sonnabend, der 21. Juli, galt der Besichtigung des Geländes, wo sich am 10. Dezember 1877 der Schlußakt der großen Tragödie von Plewna abspielte. Die Fahrt wurde am Nachmittag bis Gorni Dubnjak fortgesetzt, und ich will meine hier empfangnen Eindrücke voranstellen, weil das Verständnis für den 10. Dezember nur durch die Kenntnis der Vorgänge der letzten Oktobertage erschlossen wird.

Schon um fünf Uhr früh wurde die Fahrt begonnen, und wir trafen gegen ein Uhr bei einer Temperatur von fünfunddreißig Centigraden auf der Hochfläche von Gorni Dubnjak ein. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von der trostlosen Öde dieser Gegend zu machen. Die Chaussee von Plewna nach Sofia hält genau die Höhenlinie der Wasserscheide zwischen Vid und Isker ein und ist völlig schattenlos. Der sogenannte Wald, den die Berichte über das blutige Gefecht vom 24. Oktober erwähnen, umgiebt zwar auch jetzt noch die verhängnisvolle Schanzenhöhe, allein der Baumwuchs scheint auf dieser wasserlosen, dem Sonnenbrande ausgesetzten Hochfläche nicht zu gedeihen; die Stämmchen, kaum Gürtelhöhe zeigend, stehen weitläuftig und vom Winde zerzaust da und bilden keinen eigentlichen Wald, sondern vielmehr eine

von spärlichem Unterholz bedeckte Heide, aus deren dünner Grasnarbe der Fels zu Tage tritt. Kein menschlicher Wohnplatz rings zu erschauen, denn das ausgedehnte Dorf Gorni Dubnjak, das seit seiner Verwüstung durch den Brand am Tage der Schlacht wieder aus den Trümmern erstanden ist, liegt einen Kilometer nordöstlich von dem Schanzenhügel in der Schlucht des Dubnitzkabaches verborgen.

In dieser trostlosen Einsamkeit zieht ein Werk von Menschenhand schon von weit her den Blick des Ankommenden auf sich, ein einfaches weißes Haus mit einem Ziegeldach unweit der Chaussee und des Hügels. Aber nicht dieses Haus, sondern seine unheimliche Umgebung von unförmlichen Bauwerken prägt sich dem Betrachter unauslöschlich ein; man hat die Empfindung, daß etwas außerordentliches, über dessen Bestimmung man erst allmählich ins klare kommt, in unsern Gesichtskreis tritt. Wir befinden uns vor dem Friedhofe der Helden von Gorni Dubnjak, und an dem weißen Hause begrüßt uns der einzige lebende Bewohner, der Wächter des Friedhofs, ein mit Ehrenzeichen geschmückter russischer Veteran.

Wir treten unter seiner Führung den Besichtigungsgang an; eine mündliche Verständigung ist ausgeschlossen, aber auch unnötig, denn der Eindruck, den man erhält, spricht mit wunderbarer, überwältigender Klarheit. Es giebt wohl kaum einen Platz auf der bewohnten Erde, der die Majestät des Todes und die Nichtigkeit des Daseins in ergreifenderer Weise bezeugte. Die Bauwerke, deren Anblick schon von weither unser Staunen erregten, erweisen sich als oberirdische Massengräber von gewaltigen Dimensionen. Ihre erste Anlage vollzog sich unter besondern Bedingungen, die sich teils aus der Beschaffenheit des Bodens, teils aus der gebieterischen Notwendigkeit erklären, die Opfer der Schlacht so schnell als möglich

zu bergen. Man entschloß sich, die Toten in langen Reihen über einander zu schichten und die so gewonnenen langgestreckten Leichenwälle mit Steinen und Lehm zu umgeben und zu bedecken. Diese Umhüllung ist später zu einer wirklichen Mauerbekleidung vervollständigt worden, sodaß diese Massengräber heute die Form von ungeheuern steinernen Broten zeigen, die neben einander auf dem Boden liegen und an den scharf abgeschnittenen Stirnflächen russische Inschriften tragen. Es sind fünf solcher Bauwerke vorhanden, von denen vier etwa sechzig Meter lang sind, das fünfte etwas kürzer ist. So weit ich aus den Inschriften entnehmen konnte, bergen die ersten je vierhundert bis fünfhundert, das letzte zweihundert Körper, sodaß im ganzen vielleicht zweitausend Krieger auf diese Art bestattet sind, hiervon etwa zwei Drittel Russen und ein Drittel Türken. Man liest auf der Fassade die Namen von acht russischen Garderegimentern, sowie den der Garde-Schützen-Brigade. Nur einzelne höhere Offiziere sind persönlich erwähnt; die Zahl der Türken ist summarisch angegeben. Kein weiteres Denkmal erinnert an den Heldenmut, mit dem hier auf beiden Seiten gekämpft worden ist. Und gerade deshalb ist der Eindruck so überwältigend, die Form, in der uns hier die Bestattung der Toten entgegentritt, bringt den Begriff des Massengrabes besonders eindringlich zur Anschauung. Selbst die Flächenausdehnung eines Riesenfriedhofs würde niemals einen solchen Eindruck machen wie diese Häufung von körperlichen Gebilden. Unwillkürlich durchdringt das geistige Auge die umhüllende Zementrinde und überschaut die sorglich geordneten Reihen und Schichten menschlicher Körper, die hier neben und über einander zur ewigen Ruhe gebettet sind.

Mitleidlos versendet die fast über unsern Häupten prangende Sonne ihre glühenden Strahlen auf

das weiße Gemäuer, sodaß unsre Augen geblendet von der Fülle des reflektierten Lichtes nach andern Ruhepunkten ausschauen. Vergeblich! Immer wieder werden sie angezogen und haften von neuem an den schauerlichen Bauwerken, die eine seltsame Übereinstimmung mit der trostlosen Öde bekunden, die sie und uns umgiebt.

Wenn uns der Anblick eines vollkommnen Kunstwerks, der Genuß einer vollendeten Schöpfung der Musik oder der Dichtung emporzuheben vermag über die Unzulänglichkeit des Menschendaseins, so wirkt ein Eindruck, wie der eben geschilderte, im entgegengesetzten Sinne. Es ist das Gefühl hoffnungsleerer Resignation, das sich unsrer durch die Erkenntnis der Bedeutungslosigkeit des Einzeldaseins bemächtigt und unsre Seele niederdrückt; es ist die Abwesenheit jedes versöhnenden menschlichen Zuges in dem Gesamtbilde, die in wahrhaft erschreckender Weise unsre Gedanken und unsre Stimmung verdüstert. Der Eindruck ist mir unauslöschlich geblieben, und die Erinnerung an jenen Tag bringt mir sofort alle Einzelheiten der Umgebung, die trostlose Öde der Gegend, den Sonnenbrand und die ganze Szenerie zurück.

Mit einem Gefühl der Erleichterung kehren wir uns von den Behausungen der Toten zu den Stätten, wo die Lebenden gestritten und geblutet haben.

Mit wenigen Strichen ist die Skizze dieser Kämpfe entworfen; doch bedarf es einer kurzen Einleitung, um die Notwendigkeit der Schlacht gerade an dieser Stelle darzuthun.

Nach der furchtbaren Niederlage, mit der die sogenannte dritte Schlacht von Plewna am 11. und 12. September ihren Abschluß gefunden hatte, entschloß man sich im russischen Hauptquartier, unter Aufgabe jedes fernern Sturmversuchs, den bisher

unbezwinglichen Gegner durch vollkommne Einschließung von seinen Hilfsquellen an Menschen, Proviant und Munition abzuschneiden und so die bedingungslose Ergebung zu erzwingen. Urheber dieser veränderten Kriegsweise war bekanntlich der berühmte General Totleben, einstmals der Verteidiger von Sewastopol. Die erste Bedingung zur vollkommnen Einschließung des türkischen Lagers war der Besitz des Geländes auf dem linken Vidufer. Dort hatte bisher die sehr zahlreiche russische Kavallerie in keiner Weise den Verkehr Osmans mit Orkanje auf der großen Chaussee Sofia-Plewna zu sperren vermocht. Noch am 8. Oktober war eine große Wagenkolonne mit Proviant und Munition, von einer schwachen türkischen Division geleitet, ohne Verlust nach Plewna gelangt, obwohl mehr als achtzig russische Eskadrons mit zahlreicher Artillerie seit einem Monat in diesem Gelände mit dem ausdrücklichen Auftrage standen, solchen Zuzug zu verhindern. Auf beiden Seiten hatte man die große Bedeutung dieser Chaussee erkannt, aber die Russen glaubten die Ankunft der Garden und Grenadiere bei Plewna abwarten zu sollen, um dann erst eine ernsthafte Unternehmung auf dem linken Vidufer einzuleiten. So behielt Osman Zeit, seine kostbare Etappenlinie durch außerordentlich geschickt angelegte Befestigungen zu sichern. Die zunächst in Betracht kommende 32 Kilometer lange Chausseestrecke von der Vidbrücke westlich von Plewna bis Telisch war durch drei starke Verschanzungen befestigt worden und kehrte nunmehr den Russen eine zwar unzusammenhängende, aber zu gegenseitiger Unterstützung befähigte Verteidigungsfront zu, die zu ihrer Überwältigung eine entsprechende Kraftentfaltung verlangte. Der uns von seinem Balkanübergang im Juli her bekannte General Gurko war mit dieser schwierigen Unternehmung

betraut worden, und es war ihm eine Truppenmacht zur Verfügung gestellt, die nicht weniger als 49 Bataillone, 92 Eskadrons und 174 Geschütze oder etwa 60000 Mann zählte, darunter zwei Gardeinfanteriedivisionen, die Gardeschützenbrigade und fast die gesamte Gardekavallerie. Ein so bedeutendes Aufgebot von Kräften hielt man für erforderlich, und die Erfahrung hat bewiesen, daß es bei der Art der Truppenverwendung, die von der Führung beliebt wurde, kaum ausreichte, den Kampfzweck zu erreichen.

Gurko beschloß als Sturmobjekt die mittlere der drei Befestigungen, die Schanzen von Gorni Dubnjak zu wählen, während die beiden Seitenwerke von Dolni Dubnjak im Osten und von Telisch im Westen durch Scheinangriffe an einer Unterstützung von Gorni Dubnjak gehindert und die türkische Armee in Plewna selbst durch ein gleichzeitiges Bombardement aus sämtlichen Blockadebatterien beschäftigt und festgehalten werden sollte.

Der Sturm auf die Hauptstellung von Gorni Dubnjak, woran sich fünf Garderegimenter und vier Schützenbataillone beteiligten, wurde zu wiederholten malen von der nur 3700 Mann und vier Geschütze starken türkischen Besatzung abgeschlagen; die Angreifer waren zuletzt so ziemlich auf allen Seiten bis hart an die Redoute, ja bis in den Graben gelangt, ohne in die Schanze selbst eindringen zu können. 3200 Mann der russischen Garden waren schon dem vernichtenden Feuer aus der Schanze zum Opfer gefallen; die allgemeine Reserve bestand nur noch aus zwei Regimentern. Das Gardejägerregiment, bei Telisch blutig abgewiesen, war auf dem Rückzug nach den Vidfurten bei Tscherikowo. Das Regiment hatte bei diesem mißlungnen Angriff fast tausend Mann, ein Drittel seines Bestandes, eingebüßt.

Die Lage Gurkos hatte sich um fünf Uhr nachmittags im höchsten Grade bedenklich gestaltet; es wäre zu einer Katastrophe gekommen, wenn die Türken die Gunst der Umstände auszunützen verstanden hätten. Aber weder von Telisch her, noch von der Seite von Plewna wurde der ernsthafte Versuch einer Unterstützung der eingeschlossenen Schanze gemacht, und um sieben Uhr abends geriet endlich die verhängnisvolle große Redoute in die Gewalt der Russen. Unter dem Schutz der Dunkelheit und der Verwirrung, die im Innern des Werkes durch den Brand der Holzbaracken und die Explosion von Pulvermagazinen entstanden war, gelang es nämlich einzelnen braven Russen aus dem Graben in die ganz offne Kehle einzudringen, und bald ergriff eine allgemeine Panik die Besatzung, die bis zu diesem Augenblicke unerschütterlich ausgeharrt hatte. Der tapfere Befehlshaber Ahmed Hifzi Pascha ließ eine weiße Fahne hissen, aber die Dunkelheit und die allgemeine Verwirrung hinderten jede Verständigung; ein furchtbares Gemetzel begann, und schreckliche Szenen spielten sich ab. Die beispiellosen Verluste hatten die Gemüter der Angreifer in außergewöhnlichem Grade erhitzt, und es gelang erst nach geraumer Zeit, vorzüglich den Anstrengungen des Generals Schuwalow, dem Handgemenge Einhalt zu thun, sodaß noch über 2000 türkische Soldaten nebst Ahmed Hifzi Pascha selbst unverwundet gefangen genommen werden konnten.

Aus dieser großen Zahl ergiebt sich die Unwirksamkeit des russischen Feuers, nur 1500 Türken sind an diesem Tage außer Gefecht gesetzt worden, obwohl über fünfzig Geschütze und an 18000 Gewehre stundenlang gegen die Schanze gewirkt hatten; nur der Mangel an Munition, nicht die Überlegenheit der russischen Artillerie hat die vier türkischen Geschütze zeitweise zum Schweigen verurteilt.

Eine ungeheure Menge von Opfern hat der Tag den russischen Garden gekostet; über viertausend Mann dieser Elitetruppe sind hier und bei Telisch gefallen, wovon mehr als die Hälfte tot oder schwer verwundet. Unter den Verwundeten drei Generale.

Die Überwältigung dieser türkischen Stellung darf als der Wendepunkt des Feldzugs überhaupt angesehen werden. Der anscheinend geringfügige taktische Erfolg war strategisch von unermeßlicher Bedeutung. Der Erstürmung der Schanzen von Gorni Dubnjak folgte vier Tage später die Kapitulation von Telisch nach kurzer Beschießung; Dolni Dubnjak wurde von Osman am 30. Oktober freiwillig geräumt, und die Besatzung wurde in das befestigte Lager zurückgezogen, um sie vor einem ähnlichen Mißgeschick zu bewahren. Damit waren die Russen im unbestrittnen Besitz des gesamten Geländes auf dem linken Vidufer und der für Osman unentbehrlichen Straße nach Sofia. Der eiserne Ring umschloß jetzt mitleidlos den Löwen von Plewna und seine unbesiegten Streiter, die fortan auf ihre eignen Kräfte angewiesen blieben. Das Ende war abzusehen und nur eine Frage der von dem vorhandnen Proviant abhängigen Dauer des Ausharrens. Eine andre Lösung konnte nur ein Durchbruchversuch Osmans bringen; die dem türkischen Muschir mit Recht zugeschriebnen Charaktereigenschaften ließen diese Möglichkeit als die wahrscheinliche annehmen.

Die Russen arbeiteten also mit allen Kräften daran, einer derartigen verzweifelten Unternehmung wohlgerüstet entgegenzutreten, und in den nächsten sechs Wochen wurde der ganze Umkreis der russischen Einschließungslinien in eine fast ununterbrochne Kette von Feldbefestigungen verwandelt, deren Gesamtausdehnung etwa fünfzig Kilometer beträgt. Dennoch wurde dieser eiserne Bann, mit dem man Osman

umschlossen zu haben meinte, durch die gewaltige Anstrengung des endlichen Durchbruchversuchs gesprengt, und das kühne Wagnis scheiterte lediglich an Zeit- und Raumverhältnissen, die jeden solchen Versuch aussichtslos machen müssen, zumal wenn, wie in diesem Falle, ein ungeheurer Train, sowie die Bevölkerung einer Stadt mitgeführt werden sollen.

15

Wir versetzen uns im Geiste in die Morgenstunden des 10. Dezember 1877 und machen den Versuch, die großartige Kriegshandlung, die sich an diesem Tage vollzog, wieder aufleben zu lassen. Eine unvergleichliche Hochwarte bietet sich dar, es ist das schroffe Vorgebirge, mit dem sich das Bergland bis hart an die Vidbrücke vorschiebt, wo es steil zur Wiesenniederung des Tutschenitzabaches und des Vid abstürzt. Auf dem Kamm dieser Höhe, hoch über der Brücke, erkennt man noch deutlich die Umrisse eines türkischen Werks, das bestimmt war, das westliche Vorgelände der Brücke unter Feuer zu halten.

Hier nahmen wir an dem Frühmorgen des 21. Juli unsern Standort, und alsbald schien sich das Gelände rings um uns her mit den Gebilden der Vergangenheit zu beleben.

Zu unsern Füßen ein unübersehbares Gewirr von zahllosen Gefährten aller Art, das allmählich das ganze rechte Vidufer erfüllt, während die Chaussee von Plewna her noch mit ähnlichem Troß bedeckt ist. Über die stromabwärts geschlagne Kriegsbrücke bewegen sich Truppen mit Kriegsfahrzeugen, dort hält der Muschir Osman Ghasi (der Siegreiche) mit seinem zahlreichen Stabe. Das ganze, von kriegerischem Getümmel belebte Gelände ein Bild, wie es nur ein Schlachtenpanorama zu bieten vermag. Denn vorn,

das will für uns sagen, im Hintergrunde gegen Westen, tost schon die Schlacht. Wie eine ungeheure Wetterwolke, raschen Flugs, unaufhaltsam bewegt sich die türkische Schlachtlinie vorwärts, so sagt der Bericht des russischen Regiments Sibirien, auf das sich der furchtbare Stoß richtet. So schnell hatte sich die Vorwärtsbewegung der türkischen Schlachtlinie vollzogen, daß sie schon um acht Uhr morgens unter dem Schutze des Frühnebels dicht vor den russischen Schanzen erschien; sofort zogen die Türken Batterien vor, die Salven abgaben und dann gleich wieder nach vorwärts jagten, während ihre Infanterie in ununterbrochnem Vorschreiten unter fortgesetztem Feuern begriffen blieb. Sämtliche auf den Höhen des rechten Vidufers aufgefahrnen Batterien eröffneten gleichzeitig das Feuer auf die russische Position, die als Angriffsziel gewählt war. Um 8 Uhr 15 Minuten, nur dreiviertel Stunden nach Beginn der Vorwärtsbewegung, erreichten die türkischen Massen unter dem Ruf „Allah ist groß," einen Geschoßhagel vor sich herschleudernd, die russische Stellung. Das Regiment Sibirien, in diesem Augenblick noch ohne Unterstützung, wird nach furchtbaren Verlusten im Handgemenge aus der Schanze geworfen, von den dort stehenden beiden Batterien fallen acht Geschütze in die Hände der Stürmenden. Osman befiehlt den Truppen, sich zunächst in der gewonnenen Schanze festzusetzen und das Herankommen der Hauptmassen zu erwarten.

Es ist der Augenblick der höchsten Spannung, aber bald ändert sich die Situation zum Nachteil der Türken. Vergeblich erwarten diese das Herannahen ihrer Reserven; der ungeheure, durch die kopflose Flucht der mohammedanischen Bewohner der Stadt in unvorhergesehener Weise vergrößerte Troß hat beide Brücken gesperrt. Der Übergang der Reserven wird dadurch um kostbare, unersetzliche Stunden verzögert,

und schon langen von Plewna her die gefürchteten Botschaften an, daß die Russen von allen Seiten in das verlassene verschanzte Lager eindringen.

Die vorderste Kampflinie der Türken harrt in verzweifelter Lage heldenmütig aus, während die Russen auf beiden Flanken zum Angriff vorgehen.

Um 10½ Uhr sind die Türken geworfen, die verlornen Geschütze zurückgewonnen, und die ganze, inzwischen von beiden Seiten her verstärkte Schlachtlinie der Russen ist im Vorrücken gegen die Vidbrücken. Aber nicht alle heranbefohlenen Verstärkungen sind rechtzeitig zur Stelle, vergeblich erwartet man die Truppen des Generals Skobelew, die schon seit sieben Uhr morgens den Vid bei Trnina überschritten haben und auf Dolni Dubnjak dirigiert sind. Das Verhalten des Generals Skobelew an diesem Tage erscheint rätselhaft und ist niemals ganz aufgeklärt worden; Thatsache ist, daß seine Truppen durch die Schuld unrichtiger und verspäteter Befehle größtenteils unthätig geblieben sind, obwohl sie dem Kampfplatz ganz nahe und zur Verwendung bereit standen. Aber auch ohne ihr Eingreifen vollendete sich die Katastrophe.

Schon in den ersten Morgenstunden hatten die russischen Blockadetruppen auf dem rechten Vidufer wahrgenommen, daß die Werke des verschanzten Lagers allmählich geräumt wurden; Nachrichten von Kundschaftern, die ähnliches meldeten, waren schon in der Nacht eingetroffen. Daraufhin erfolgte ein allgemeiner Einbruch in die verlassene Lagerfestung, die fast ein halbes Jahr lang allen gewaltsamen Anstrengungen widerstanden hatte. Nicht gleichzeitig vollzog sich dieses Eindringen; am schnellsten waren die Rumänen von Norden her, ihnen fiel auch der verwundete feindliche Oberfeldherr in die Hände, ein Vorgang, dessen Schilderung uns von Augenzeugen aufbewahrt worden ist.

Es ist ein Uhr mittags, die Lage der türkischen Armee erscheint hoffnungslos, der Durchbruchversuch ist gescheitert, der Ausweg nach Westen gesperrt; auf allen übrigen Seiten sind die verlassenen Werke in den Händen der Russen, deren Batterien jetzt auf den Thalhöhen des Vid und des Griwitzabaches sichtbar werden und ein verheerendes Feuer in die Massen der Verwundeten und Flüchtigen schleudern, die über die Brücken und auf der Chaussee zurückströmen. In das Schlachtgetöse mischt sich das Wehgeschrei der unglücklichen Einwohner der Stadt, die sich mit ihrer Habe der allgemeinen Zerstörung preisgegeben sehen und nach allen Seiten zu entkommen suchen.

Ein Augenzeuge, den ein günstiges Geschick in der Mittagstunde des 10. Dezember 1877 auf die Hochwarte gestellt hätte, von der aus wir das Gefilde überschauten, würde ein unvergleichlich großartiges Bild vor sich gehabt haben. Über die Nebel des Frühmorgens hat die Dezembersonne gesiegt und zeigt das schneebedeckte Blachfeld in wunderbarer Deutlichkeit. Gleich einem ungeheuern Amphitheater steigt das Gelände gegen Westen empor.

Hundertfünfzig russisch-rumänische Geschütze, einen ununterbrochnen feuerspeienden Halbkreis beschreibend, umziehen den Hintergrund und schleudern Tod und Verderben in die wogenden Massen, die sich in der Wiesenniederung an den Brücken zusammendrängen. Unterhalb des weißlichen Dampfkreises der Geschützlinie erscheinen die Kolonnen der russischen Grenadierdivisionen im Schmuck der in den Sonnenstrahlen blitzenden Waffen und steigen unter den Klängen kriegerischer Musik in Sturmschritt von den Höhen herab, jeden Widerstand vor sich niederwerfend. Auf dem linken Flügel schließen sich ihnen die tapfern Regimenter Archangel und Wologda an, die in diesem Feldzuge von Anbeginn bis zu diesem Tage

wohl am meisten gefochten und geblutet haben. Von Norden her, auf beiden Ufern des Vid, nähern sich die rumänischen Truppen, von den steilen Höhen von Opanetz herabsteigend, wo die gefürchtete Schanzengruppe ihnen unverteidigt in die Hände gefallen ist; ihre schnellen Batterien vorzüglichen Materials erscheinen auf dem Höhenrande und schleudern ihre Geschosse aus verderblicher Nähe in die Thalsohle der Griwitza und des Vidflusses. Endlich, um den furchtbaren Ring zu schließen, zeigen sich von Osten her die Kolonnenspitzen des vierten und neunten russischen Korps, die das verlassene Lager und die Stadt durchschritten haben und dem Orte der Entscheidung zueilen.

An der Kriegsbrücke drunten am Vid hält in unerschütterlicher Ruhe der türkische Oberbefehlshaber; sein Entschluß ist gefaßt. Inmitten des entsetzlichen Chaos, das ihn umgiebt, trifft er seine Anordnungen. Noch ist ihm die vollständige Einnahme seines Lagers durch den Feind nicht bekannt, dahin also soll die Armee ihren Rückzug nehmen und bei den noch zu erreichenden Schanzen zunächst der Stadt den letzten Verzweiflungskampf bestehen. In dem Augenblick, wo diese Befehle ergangen sind, wird das Pferd Osmans von einem Granatsplitter getötet, der Marschall selbst am linken Bein verwundet. Diese Schreckenskunde verbreitet sich mit Blitzesschnelle und lähmt jeden Widerstand der Türken. Die jenseits des Flusses noch fechtenden Truppen stürzen sich in wilder Flucht nach den Vidbrücken, werfen Kanonen, Munitionswagen und was sonst im Wege ist, in den Fluß und suchen das rechte Ufer zu gewinnen. Hunderte werden in das Wasser gedrängt und von den Eisschollen fortgeschwemmt; die Schrecknisse der Beresina scheinen sich zu wiederholen. Den Flüchtigen auf den Fersen nachdrängend erreichen die russischen Grenadiere den Vid, und an den Brücken entspinnt sich ein blutiges

Gemetzel voll von Szenen tierischer Wildheit und blutdürstiger Grausamkeit. In solchen Augenblicken brechen die von der Menschlichkeit gezognen Schranken, die selbst im Kriege die äußerste Gewaltthat fernhalten sollen, zusammen, und die urwüchsigen Leidenschaften des Menschengeschlechts treten mit schrecklicher, unbezähmbarer Gewalt hervor. Der dreifache Gegensatz der Religion, der Nation und der Rasse, der hier durch vielhundertjährige Überlieferung genährt und gesteigert zum Austrag kommt, bringt jede Regung der Milde zum Verstummen, und den Fluß hinunter treiben die Opfer dieser letzten furchtbaren Kampfszene.

Der verwundete Held von Plewna ist in ein Haus unfern der steinernen Vidbrücke getragen worden. Inmitten des ringsum tobenden wilden Kampfes vernimmt der Marschall die Hiobsposten von den Vorgängen auf dem rechten Ufer. Sein ganzes Lager in den Händen des siegreichen Feindes, jeder Ausweg versperrt, und keine Möglichkeit der Rettung mehr! Es naht der schwerste Augenblick in dem Leben eines Feldherrn, die Kapitulation. Mit Thränen in den Augen giebt Osman Befehl, das Feuer einzustellen und auf dem Hause eine weiße Fahne zu hissen, nach allen Seiten werden Offiziere entsandt, um die Kapitulation anzubieten; aber noch vergeht wohl eine Stunde, bis dem Gemetzel Einhalt geschieht.

Jetzt ist auch für uns der Augenblick gekommen, unsre Hochwarte zu verlassen und hinabzusteigen zu dem niedrigen Häuschen, wo der Schlußakt der großen Tragödie von Plewna stattfand.

Vor vierundzwanzig Jahren, am 2. September 1870, hatte sich ein ähnlicher Vorgang zugetragen, die Begegnung Kaiser Napoleons III. mit unserm großen Kanzler vor dem Häuschen an der Chaussee von Sedan nach Donchery; es war mir damals vergönnt, in nächster Nähe als Augenzeuge beobachten zu dürfen,

wie der Kaiser sich von dem Kanzler verabschiedete, um seinen Wagen zu besteigen und, eskortiert von einer Abteilung unsrer Leibkürassiere, nach dem Schlößchen Bellevue abzufahren, wo am selben Nachmittag die denkwürdige Monarchenbegegnung stattfand.

Wie wäre es möglich gewesen, daß die Erinnerung dieses Erlebnsses nicht lebendig geworden wäre, als ich das ärmliche Gemach betrat, wo der heroische Soldat die Vollendung des Ratschlusses der Vorsehung mit der gelassenen Würde erwartet hatte, die der Bekenner seines Glaubens in solchen Augenblicken nie verleugnet! Man zeigte uns die Patronenkasten, die dem unglücklichen Feldherrn als Sitz und als Stütze für sein verwundetes Bein gedient hatten. Es sind die einzigen Gegenstände, die noch an den Vorgang erinnern; das Haus dient jetzt als Telegraphenstation, und keiner der Bewohner konnte über die bedeutsame Rolle, die ihm am 10. Dezember 1877 zugefallen war, Auskunft geben. Hören wir also, was ein Augenzeuge des Vorgangs berichtet:

Ein höherer türkischer Offizier meldete dem rumänischen Obersten Tscherkeß, der soeben mit seinen Truppen von Opanetz her eingetroffen war, daß Osman Pascha in dem Häuschen sei und ihn zu sprechen wünsche. Der Oberst begab sich sofort in das Haus und stellte eine Kompagnie seiner Truppen davor auf. Er trat in das ärmliche Gemach, wo der Marschall saß und sein entblößtes Bein durch den vor ihm knieenden alten Doktor Hassib verbinden ließ; um beide herum standen höhere türkische Offiziere in düsterm Schweigen. Mehr seelischer als körperlicher Schmerz war auf Osmans Antlitz zu lesen.

Oberst Tscherkeß grüßte den heroischen Feldherrn respektvoll; dieser befragte ihn durch einen Dolmetscher nach den Bedingungen, die man für seine und seiner Armee Ergebung stelle. Oberst Tscherkeß antwortete,

daß er sofort Instruktionen darüber bei dem Höchstkommandierenden der Westarmee, Fürsten Karol, einholen werde.

Inzwischen traf der Generalleutnant Ganetzki, Kommandeur des russischen Grenadierkorps, ein und erklärte, daß bei dem Mangel höherer Instruktionen bedingungslose Ergebung gefordert werden müsse.

Osman Pascha schwieg anfangs. Dann sagte er mit ruhiger, trauriger Stimme zu seinem Arzt: „Die Tage vergehen, aber sie gleichen sich nicht, die einen glücklich, die andern unglücklich!“ Er neigte den Kopf und verfiel in Nachdenken. Hierauf löste er langsam seinen ihm vom Sultan geschenkten, mit Edelsteinen geschmückten Degen vom Gurt, sah ihn einen Augenblick schmerzlich an und überreichte ihn, ohne ein Wort zu sagen, dem General Ganetzki. Die Augen seiner türkischen Begleiter wurden feucht, auch die anwesenden russischen und rumänischen Offiziere waren bewegt von dieser traurigen Szene.

Osman befahl dem bejahrten Adil Pascha durch ein Zeichen, daß er die Ergebung der Armee veranlassen solle. Dieser grüßte nach türkischer Sitte, indem er die Hand an Herz und Stirn legte, und ging hinaus, um den Befehl seines Marschalls auszuführen. Es war zwei Uhr nachmittags.

Einige Stunden später fand die Begegnung Osmans, der mit seinem Arzte in einem Wagen, durch rumänische und russische Kavallerie eskortiert, nach Plewna gebracht wurde, mit dem Großfürsten Oberbefehlshaber und dem Fürsten Karol statt, die sich soeben vor der Stadt getroffen und freudig umarmt hatten. Der Wagen hielt vor den beiden Feldherren an; Osman Pascha grüßte, und beide Fürsten reichten dem tapfern Feinde die Hand und sprachen ihm ihre Anerkennung für seine standhafte Verteidigung aus. Osman verneigte sich, dankte in einigen bewegten

Worten und fuhr dann weiter in die Stadt, wo vor dem ihm angewiesenen Hause eine Ehrenwache aufgestellt wurde.

Auf dem Kampfplatze selbst war an die Stelle des bisherigen Schlachtgetöses eine tiefe, unheimliche Ruhe getreten; erst allmählich konnten sich die Sieger mit dem Gedanken vertraut machen, daß sich die stolze türkische Armee, die fünf Monate lang so unbezwinglich erschien, jetzt auf Gnade und Ungnade ergeben hatte. Nach und nach aber kam die Erkenntnis und äußerte sich in endlosen Hurrarufen. Die Feldmusik ertönte, und Offiziere und Soldaten umarmten sich unter dem Eindruck der endlichen Vollendung des schweren Werks. Nach den Versicherungen der gefangnen türkischen Offiziere war man überzeugt, daß die noch im Felde stehenden türkischen Armeen nicht mehr imstande sein würden, nach dem Fall von Plewna und der Gefangennahme der Elitetruppen, die die Besatzung gebildet hatten, noch fernern Widerstand zu leisten. Man hielt also den Krieg für beendet und trug sich mit der Hoffnung auf baldige Heimkehr. Die Folgezeit hat gelehrt, daß sich diese Hoffnung nur für die Rumänen erfüllen sollte, während ein großer Teil der russischen Truppen dazu bestimmt war, den Schrecknissen eines Winterfeldzugs zu trotzen, auf ungebahnten Saumpfaden den Balkan zu überschreiten und auf der Höhe von Tschadaldza die Minarets der türkischen Hauptstadt am Horizont schimmern zu sehen, bevor am letzten Tage des Januar der Abschluß des Waffenstillstands von Adrianopel den Feindseligkeiten endlich ein Ziel setzte.

Ein anschauliches Bild von dem Zustande, der nach der Einstellung des Feuers in den Mittagstunden des 10. Dezember 1877 eingetreten war, möge die Darstellung der Katastrophe abschließen.

Ein Augenzeuge, der den höchsten Offizieren der

russischen Armee angehört, sagt darüber: „Die Ebene von der Stadt bis zu den Vidbrücken bot einen der Anblicke dar, die sich unvergeßlich einprägen. Soweit das Auge reichte, überall ein Gewirr von Menschen jeder Art, Turbane und Feze, bunte Tücher der Soldaten und der türkischen Einwohner Plewnas. Diese saßen eingeklemmt zwischen Tausenden von Wagen, die mit halb verhungerten Ochsen oder abgemagerten Pferden bespannt waren. In den Gefährten sah man dicht gedrängt verschleierte Frauen mit ihren Kindern, ihren Handgeräten und sonstigen Habseligkeiten. Auf den trüben Gesichtern las man die ausgestandnen Leiden und Entbehrungen; Haß leuchtete in den Augen einiger, aber meist drückten ihre Gesichtszüge die islamitische Ergebung in das Kismet aus."

General Totleben äußert sich: „Nur mit Mühe erkannte man in diesen Menschen die nämlichen Soldaten, die uns eben noch wütende Gegenwehr geleistet hatten. Ruhig und ergeben in ihr Schicksal, schienen sie auch für die geringste Aufmerksamkeit, deren Gegenstand sie unsrerseits wurden, erkenntlich zu sein."

Es bedurfte längerer Zeit, bevor das Schlachtfeld einigermaßen aufgeräumt war. Die Sorge für die zahlreichen Verwundeten, die über das weite Schneegefilde zerstreut lagen und im Verein mit Tausenden von Kranken die Stadt überfüllten, überstieg die Kräfte des vorhandnen Personals; nach türkischen Angaben sollen in den nächsten Tagen an achttausend Türken durch Mangel an Pflege, Hunger und Kälte umgekommen sein. Hier möge der Vorhang fallen. —

Am 14. Dezember hielt Kaiser Alexander eine große Heerschau über seine siegreichen Truppen ab, dankte ihnen in einem Armeebefehl für die errungnen Erfolge und kehrte dann nach Petersburg zurück.

Mit dem Falle von Plewna verliert die Betrachtung des fernern Verlaufs der Begebenheiten die Anziehungskraft, die nur das Gleichgewicht der Kräfte in Spannung erhalten kann. Die Gegenwirkung der noch im Felde befindlichen türkischen Armeen, wovon die eine schon einen Monat nach der Katastrophe von Plewna ebenfalls in Gefangenschaft geriet, vermochte das Fortschreiten der siegreichen russischen Heeresabteilungen nicht auf die Dauer zu hemmen. Wohl aber trat der Winter mit all seinen Schrecken auf die Seite der unterliegenden Partei und machte den Balkanübergang der verschiednen Heeresgruppen zu militärischen Leistungen ersten Ranges. Auf den kahlen Höhen des Etropolbalkans wehte in den letzten Tagen des scheidenden Jahres ein fürchterlicher Schneesturm, der eine Abteilung der gegen Sofia operierenden Armee Gurkos mit Vernichtung bedrohte; das Regiment Pskow büßte allein achthundert Mann ein, die der Kälte zum Opfer fielen.

Aber die russische Heeresleitung verfügte jetzt über unerschöpfliche Streitkräfte, die Zähigkeit und der Opfermut der Soldaten überwanden schließlich auch die Schrecknisse des Winterfeldzugs und des Balkanübergangs.

Im Januar 1878 hatten die Russen keine Überraschungen wie die von Plewna mehr zu gewärtigen. Als ihr nächstes Operationsziel galt natürlich das verschanzte Lage von Adrianopel, das den von den Gebirgsausgängen zurückflutenden entmutigten türkischen Heeresteilen einen willkommnen Versammlungs- und Stützpunkt dargeboten haben würde. Noch schlug man sich hartnäckig in der Gegend von Philippopel herum, wo Gurko mit seinen neunzigtausend Mann nicht recht vorwärts zu kommen vermochte, aber von Norden her näherte sich die russische

Hauptarmee, freilich fast ohne Geschütze, aber mit zahlreicher Kavallerie; sie drohte die türkischen Heeresteile bei Philippopel unter Suleiman Pascha, der im Dezember dort den Befehl übernommen hatte, von Adrianopel abzuschneiden. In der That sah sich Suleiman gezwungen, nach dem Verlust seiner Artillerie, mit den Überresten seiner Armee in das unwegsame Rhodopegebirge auszuweichen, um auf beschwerlichen Gebirgspfaden die Küste zu erreichen, wo die Flotte die Trümmer des Heeres nach Konstantinopel überführen sollte. In den Schluchten und Pässen des Rhodopegebirges spielten die letzten Kampfszenen in diesem Kriege; die unermüdlichen Regimenter der zuletzt noch auf dem Kriegsschauplatz erschienenen ersten russischen Kavalleriedivision folgten den flüchtigen Türken auf den Fersen und retteten damit vor dem Abschluß der Feindseligkeiten den Ruf ihrer Waffe, der in dem Verlaufe des Feldzugs starke Einbuße erlitten hatte.

Adrianopel wurde von den nicht widerstandsfähigen Resten der türkischen Heeresteile geräumt, und unaufhaltsam drängten die russischen Vortruppen auf der großen Völkerstraße, die seit fast zwei Jahrtausenden von Adrianopel nach Konstantinopel zieht, gegen die Hauptstadt vor.

Inzwischen waren die Verhandlungen wegen des Abschlusses eines Waffenstillstandes im Gange, und am 31. Januar sieben Uhr abends trat die durch die Konvention von Adrianopel vereinbarte Waffenruhe in Kraft.

Mit dieser flüchtigen Skizze der letzten Begebenheiten dieses Krieges mögen auch diese Reisebriefe selbst ihren Abschluß finden.

Sonntag, den 22. Juli verließen wir Plewna nach einem kurzen Besuch der Schanzen von Griwitza und der dort erbauten monumentalen Gedächtnis-

kapelle für die bei Plewna gefallnen rumänischen Krieger und schlugen die Richtung nach Nikopoli ein, das gegen Abend nach langer und heißer Fahrt erreicht wurde. Hier trennten wir uns von unserm treuen Hussein, der sich unter Segenswünschen verabschiedete, um den Heimweg nach Ruszuk anzutreten.

Ein griechisches Café am Donauufer bot Gelegenheit, das bunte Leben am Kai zu beobachten. Es war Sonntag und letzter Markttag. Die untergehende Sonne beleuchtete mit ihren letzten Strahlen die vielfarbigen Kostüme in der lustwandelnden Menge. Ganz wie bei Ruszuk hat sich auch in Nikopoli nach Aufgabe der Festung eine Verschiebung der Wohnplätze angebahnt. Die Stadt steigt von dem Hochplateau herab zu dem Ufer der Donau; in kurzem wird die obere Stadt verödet sein, da der vom Zwang befreite Verkehr sich natürlich den Orten zuwendet, wo seine Lebensbedingungen liegen, und das sind hier die Landungsstellen der großen Donaudampfer. Die Verbindung Nikopolis mit dem gegenüber landeinwärts gelegnen rumänischen Turnu Magurelli durch Brücke und Bahn bleibt einer nicht fernen Zukunft vorbehalten.

Um ein Uhr nach Mitternacht nahm uns der zu Thal gehende Sulinadampfer auf, und um drei Uhr passierten wir genau zur nämlichen Stunde der Nacht die Stelle, wo die Russen am 23. Juni 1877 den Übergang bewerkstelligt hatten. Um sieben Uhr erreichten wir Smerdan, den Hafen von Giurgewo, und trafen um elf Uhr vormittags wohlbehalten in Bukarest wieder ein. Die Rundfahrt über die bulgarischen Schlachtfelder hatte somit genau eine Woche in Anspruch genommen und eine Fülle unvergeßlicher Eindrücke gebracht.

Die Trennung von meinem liebenswürdigen Reisegefährten erfolgte nach einem heitern Mahle auf hochgelegner Terrasse, die einen prächtigen Blick auf die

weit ausgedehnte Stadt gewährte. Ein dankbarer Händedruck besiegelte die freundschaftlichen Gefühle, die in der kurzen Zeit unsers Zusammenseins entstanden waren, und am nächsten Tage führte mich der bequem eingerichtete Kurierzug nach einem kurzen Aufenthalt in Sinaja nach der deutschen Heimat.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Verlag der Grenzboten

In kurzem erscheint:

Vor hundert Jahren
Militärische Erinnerungen aus dem alten Preußen
Nach einer hinterlassenen Autobiographie
bearbeitet von
D. von Malachowski
Oberstleutnant
Preis etwa 3 Mark

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit
Von
Richard Berendt
Generalmajor z. D.
Broschiert 1 Mark 60 Pfennige

Fünfzig Jahre aus meinem Leben
Von
Richard Freiherrn von Strombeck
Generalmajor z. D.
Broschiert 1 Mark 60 Pfennige

Deutschlands Seemacht sonst und jetzt
Nebst einem Überblick über die Geschichte
der Seefahrt aller Völker
von
Georg Wislicenus
Kapitänleutnant a. D.
Erläutert durch 65 Bilder vom Marinemaler
Willy Stöwer
Fein kartoniert 10 Mark

Druck von Carl Marquart in Leipzig

Vogl

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dohna Kotzenau, Hermann <<zu>>,

An der Schwelle des Orients Wanderungen über die Schlachtfelder des russisch-türkischen Krieges vom Jahre 1877/78

Leipzig 1897

Eur. 231 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11807971-2